

Paula Bodensteiner/Josef Kraus (Hrsg.)

AKADEMIKERSCHWEMME VERSUS FACHKRÄFTEMANGEL



Paula Bodensteiner / Josef Kraus (Hrsg.)

AKADEMIKERSCHWEMME VERSUS FACHKRÄFTEMANGEL

Impressum

ISBN	978-3-88795-515-1
Herausgeber	Copyright 2016, Hanns-Seidel-Stiftung e.V., München Lazarettstr. 33, 80636 München, Tel. +49(0)89 / 1258-0 E-Mail: info@hss.de , Online: www.hss.de
Vorsitzende	Prof. Ursula Männle, Staatsministerin a.D.
Hauptgeschäftsführer	Dr. Peter Witterauf
Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen	Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser
Leiter PRÖ / Publikationen	Hubertus Klingsbögl
Redaktion	Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser (Chefredakteur, V.i.S.d.P.) Barbara Fürbeth M.A. (Redaktionsleiterin) Susanne Berke, Dipl. Bibl. (Redakteurin) Claudia Magg-Frank, Dipl. sc. pol. (Redakteurin) Marion Steib (Redaktionsassistentin)
Druck	Druckerei Walch, Augsburg
Umschlag	Formidee Designbüro, München
Fotonachweise Umschlag	renaschild/fotolia.com (großes Foto, Säulen) industrieblick/fotolia.com (kleines Foto, Schweißer)

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Davon ausgenommen sind Teile, die als Creative Commons gekennzeichnet sind. Das Copyright für diese Publikation liegt bei der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. Namentlich gekennzeichnete redaktionelle Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder.

ZUM GELEIT

Die vorliegende Publikation dokumentiert die Beiträge der Expertentagung „Akademikerschwemme versus Fachkräftemangel“, einer Kooperationsveranstaltung der Hanns-Seidel-Stiftung mit dem Deutschen Lehrerverband (DL), der Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Lehrerverbände (ABL) und dem Bund Freiheit der Wissenschaft (BFW) im Juli 2015. Das brisante Thema wurde umfassend mit Teilnehmern aus Schule, Wirtschaft, Politik und Wissenschaft diskutiert.

Der Trend, sich gegen eine Berufsausbildung zu entscheiden und lieber ein Studium aufzunehmen, ist ungebrochen. Aktuelle Studien zeigen, dass deshalb in vielen Regionen Deutschlands bald ein Fachkräftemangel in technischen Berufen, aber auch im Gast- und Sicherheitsgewerbe, im Pflegebereich etc. herrschen wird. Verschärft wird dieses Problem in den nächsten Jahren durch den beginnenden Renteneintritt geburtenstarker Jahrgänge. Die dadurch entstehende Lücke am Arbeitsmarkt lässt sich aufgrund der demografischen Entwicklung in Deutschland nicht schließen. Schulabsolventen werden insgesamt weniger, was bereits heute zu spüren ist. Dies hat deutliche Auswirkungen auf die Zahl der besetzten Ausbildungsplätze und letztendlich auf die Anzahl qualifizierter junger Nachwuchskräfte, insbesondere im Berufsbildungsbereich. „Bei der Fortsetzung der langfristigen demografischen Trends wird die Ein-

wohnerzahl von 80,8 Millionen am 31. Dezember 2013 auf 67,6 (kontinuierliche Entwicklung bei schwächerer Zuwanderung) beziehungsweise 73,1 Millionen (kontinuierliche Entwicklung bei stärkerer Zuwanderung) im Jahr 2060 abnehmen“, so die Prognose des Statistischen Bundesamts (Statistisches Bundesamt, Bevölkerung Deutschlands bis 2060 – 13. Koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung, Wiesbaden 2015, S. 6). Im Endeffekt bedeutet dies für Betriebe mit Ausbildungsplätzen, dass es für sie – je nach Region und Berufssparte – immer schwieriger werden wird, geeignete Bewerber zu finden.

In der vorliegenden Publikation wird diese Problematik aus den verschiedensten Perspektiven beleuchtet. Außer Zweifel steht, dass an der Entwicklung „Überangebot an Akademikern versus Mangel an beruflich ausgebildeten Fachkräften“ die OECD nicht ganz uneteiligt ist. Über Jahre hinweg wurde Deutschland seitens der OECD die Vorhaltung gemacht, die Akademikerquote sei zu gering. Umso erstaunlicher mutet das zuletzt abgegebene positive Urteil der OECD über die berufliche Bildung in Deutschland an: Dieses System werde mittlerweile als Basis für eine niedrige Quote an arbeitslosen Jugendlichen betrachtet. Kommt diese Einsicht womöglich etwas spät? Die Gesellschaft jedenfalls muss wieder zu einer ausgewogenen Bewertung von beruflicher Ausbildung und Studium kommen. Denn die Berufsaussichten nach einem Studium sind nicht automatisch besser als die nach einer Berufsausbildung. Auch ist hier die Personengruppe zu nennen, die sich den Anforderungen der Hochschule nicht gewachsen fühlt und das Studium abbricht. Für die Studienabbrecher werden mehr und mehr Auffangprogramme mit einer verkürzten beruflichen Ausbildung notwendig.

Auszugleichen ist auch das Wertungsungleichgewicht zwischen akademischer und beruflicher Bildung. Körperliche und handwerkliche Arbeit dürfen im Vergleich zu kognitiver Arbeit nicht weiter abgewertet werden. Sowohl gesellschaftliche Diskurse als auch Medienberichte setzen hier häufig falsche Akzente. Muss das Abitur wirklich der Normalabschluss sein? Droht ohne Abitur und Studium ein gesellschaftlicher Abstieg? Ist ein weiterer Anstieg der Akademikerquote wünschenswert? Sollen zusätzlich berufliche Bildungswege akademisiert werden? Auch diese Fragen finden ihren Niederschlag in der vorliegenden Publikation.

Die Fachtagung machte deutlich, dass die berufliche Bildung vor großen Herausforderungen steht. Möglichst allen jungen Menschen sollen qualifizierte Bildungswege ermöglicht und anerkannte Abschlüsse vermittelt werden. Zugleich gilt es, den Fachkräftebedarf angesichts sinkender Schulabgängerzahlen und steigender Übergänge in die Hochschulen zu decken. Ein wichtiges Ziel muss es daher sein, die Attraktivität der beruflichen Bildung auch in Zukunft zu gewährleisten. Zentrale Herausforderungen der beruflichen Bildung können nicht mehr alleine aus dem Blickwinkel nur eines Bildungsbereichs bewältigt werden. Notwendig sind übergreifende Perspektiven, verzahnte Ansätze und ein möglichst breiter Austausch zwischen allen Akteuren und Partnern, die mit Bildung und Ausbildung zu tun haben. Eine weitere wichtige Voraussetzung für ein zukunftsfähiges und demografiefestes Bildungssystem ist dessen Durchlässigkeit. Für die berufliche Bildung heißt dies, dass alle Möglichkeiten und Potenziale erschlossen werden müssen, die für den Arbeitsmarkt relevant sind, damit wertvolle Ressourcen nicht brachliegen. Das schließt sowohl die gezielte Öffnung und Förderung des dualen

Ausbildungssystems für bestimmte Personengruppen (z. B. Studienabbrecher, Flüchtlinge etc.) als auch die Erhöhung der Attraktivität der beruflichen Ausbildung insgesamt mit ein.

||| **PROF. URSULA MÄNNLE**

Staatsministerin a. D. und
Vorsitzende der Hanns-Seidel-Stiftung

INHALT

3 ZUM GELEIT
Ursula Männle

9 EINFÜHRUNG
Josef Kraus

**15 JUNGE LEUTE FÜR BERUFSAUSBILDUNG UND
HOCHSCHULE GEBRAUCHT**
Bayerns Schulen eröffnen jungen Leuten ihren Weg
zu Ausbildung und Studium
Herbert Püls

21 ALLE WOLLEN „ABI“ UND „UNI“
Über tabuisierte Ursachen von Bildungshysterie
und Bildungsdünkel
Rainer Dollase

**55 FACHKRÄFTEMANGEL UND FACHKRÄFTE-
ÜBERSCHUSS**
Wohin steuert der deutsche Arbeitsmarkt?
Robert Helmrich / Stefan Winnige

**79 PERSPEKTIVEN AKADEMISCHER UND
BERUFLICHER BILDUNG**

Julian Nida-Rümelin

109 PODIUMSDISKUSSION

EINFÜHRUNG

JOSEF KRAUS ||| Die deutsche Bildungspolitik stolpert in viele Fallgruben, in denen Leistung, Anstrengungsbereitschaft, Reifung und Qualität zu versinken drohen. Hierin besteht die Gefahr, dass Abitur und Hochschulausbildung an Niveau verlieren und die berufliche Bildung der Jugendlichen sowie die damit zusammenhängenden Schularten und Ausbildungsmöglichkeiten vernachlässigt bzw. nachrangig betrachtet werden. Das muss sich ändern, wenn Deutschland weiterhin wettbewerbsfähig bleiben soll.

Was ist Pisa, was ist Bologna? Wo liegt Pisa, wo liegt Bologna? Es sind Städte in Italien, und zwar seit Jahrtausenden! So ist es, auch wenn manche in dieser unserer leicht hysterisch-hypochondrisch angesäuerten Bildungsrepublik meinen, Pisa und Bologna seien die großen Narrative, ja die großen Gründungsmythen neuer deutscher Bildungspolitik. Zwischen Pisa und Bologna liegen 115 Kilometer Luftlinie. In Deutschland ist der Abstand zwischen Pisa und Bologna etwas anderes, nämlich die Entfernung von einer bildungspolitischen Fallgrube zur nächsten.

Jedenfalls hat sich Deutschlands Bildungspolitik (je nach Land in Deutschland) zwischen Pisa und Bologna verirrt / verflogen: Da haben wir zum einen die Cockpit-Vereinigung der Pisa-Exegeten. Diese verkünden mit ihren Borddurchsagen Einheits- und Gesamtschule. Ihre Destinationen lauten: Mit dem deutschen Pisa-Ergebnis sei zugunsten eines „gerechten“ Schulsystems „endlich“ der Jüngste

Tag für das gegliederte, begabungs- und leistungsorientierte Schulwesen angebrochen. Die andere Cockpit-Vereinigung ist die der Bologna-Crew. An wunderbaren Destinationen fehlt es auch hier nicht: Bologna samt Bachelor, Master, Workloads und Credit Points schaffe endlich Effizienz, Straffung, Mobilität, Modularisierung, Kompatibilität, Praxistauglichkeit, „Employability“ und ... – eine Steigerung der Akademikerquote.

Was soll man dazu sagen? Goethe würde meinen: „Es gibt eben nichts Entsetzlicheres als tätige Unwissenheit.“ Und Karl Kraus würde zu oberstarken bildungspolitischen und pädagogischen Einflüsterern sagen: „Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben, sondern man müsste auch unfähig sein, sie auszusprechen.“

Mit all dem aber stolpern unsere ewig-morgigen bildungspolitischen Schlaumeier in die stets gleichen Fallgruben:

- in die Egalitätsfalle – die Ideologie, dass alle Menschen, Strukturen, Werte und Inhalte gleich bzw. gleich gültig seien;
- in die Machbarkeitsfalle – den Wahn, jeder könne zu allem begabt werden;
- in die Falle der Spaß-, Erleichterungs- und Gefälligkeitpädagogik;
- in die Quotenfalle – die planwirtschaftliche Vermessenheit, es müssten möglichst alle das Abiturzeugnis bekommen;
- in die Beschleunigungsfalle – die Vision also, man könne in immer weniger Schuljahren und mit immer weniger Unterrichtsstunden zu besser gebildeten jungen Leuten und zu einer gigantisch gesteigerten Abiturienten- und Akademikerquote kommen.

Fünf Verirrungen (je nach Land in Deutschland unterschiedlich intensiv ausgeprägt)! Mit den hier genannten fünf Fallgruben tut sich aber geradezu ein Bermuda-Fünfeck auf, in dem Individualität, Leistung, Anstrengungsbereitschaft, natürliche Reifung und Qualität zu versinken drohen.

Im Folgenden nun ein paar Fakten, damit sich unsere Debatten um Bildung nicht noch mehr von den Realitäten emanzipieren: Abgrundtief falsch zum Beispiel ist die Behauptung, Deutschland habe

im internationalen Vergleich eine viel zu niedrige Abiturienten- und Studierquote. Nein, denn man darf mit Fug und Recht annehmen, dass das, was andere Länder als „Abitur“ oder als „Studium“ deklarieren, bei uns nicht einmal einer Fachschulausbildung entspräche. Die Akademikerquoten sind außerdem international nicht vergleichbar. Zum Beispiel gelten in Finnland und in den USA auch Krankenschwestern („Bachelor of Nursing“) und Kindergartenerzieherinnen als „Akademiker“. Und in England haben Friseure ein quasi-akademisches „Diploma of Hair Dressing“.

Im Übrigen gilt: Eine „Verhochschulung“ unserer Gesellschaft wird der Forderung nach Höherqualifizierung jedenfalls nicht gerecht. Auch in Zukunft werden mindestens zwei Drittel der jungen Menschen über die berufliche Bildung den Einstieg in einen Beruf finden. Diese jungen Menschen dürfen nicht als Außenseiter betrachtet und bildungspolitisch vernachlässigt werden. Wer keinen Hochschulabschluss hat, ist auch alles andere als doof. Doof steht vielmehr derjenige da, der zwar mit einem Gender-Thema promoviert sein mag, dem im Winter aber die Heizung ausfällt und der keinen Heizungsbauer findet.

Interessant ist zudem: Dort wo man in Europa die niedrigsten Abiturientenquoten hat, hat man zugleich die besten Wirtschaftsdaten: nämlich in Österreich, in der Schweiz sowie in Deutschland. Ein wichtiges bildungspolitisches Kriterium wird ebenfalls häufig übersehen, nämlich das Ausmaß an Jugendarbeitslosigkeit. Hier haben oft sogar vermeintliche Pisa-Vorzeigeländer mit Gesamtschulsystemen eine Quote von um die 20 Prozent – Finnland und Schweden etwa. In Ländern mit gegliederten Schulsystemen und dualer Berufsbildung dagegen sind es um oder unter 10 Prozent: in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz.

Ansonsten gilt: Wenn alle Abitur haben, dann hat keiner mehr Abitur!

Deshalb sage ich: Die Wachstumsbremse der Zukunft wird die Überakademisierung sein, weil sie einhergeht mit einem gigantischen Fachkräftemangel. Man schaue sich nur einmal an, dass wir seit 2011

ziemlich genau ebenso viele Studienanfänger haben (rund 520.000) wie junge Leute, die eine berufliche Bildung anfangen.

Außerdem sehe ich mit großer Sorge, dass uns und unseren jungen Leuten das Abitur und der Hochschulabschluss qua Noten-inflationsvirus mehr und mehr entwertet wird. Und ich sehe mit Sorge, dass Studierbefähigung zur bloßen Studierberechtigung verkommt. Es gibt z. B. immer mehr 1,0-Abiturzeugnisse: Aus Nordrhein-Westfalen wird berichtet, dass sich die Zahl der Abiturienten mit der Note 1,0 von 455 im Jahr 2007 auf exakt 1.000 im Jahr 2011 mehr als verdoppelt hat. In Berlin wurden aus den 17 Abiturzeugnissen mit 1,0 des Jahres 2002 im Jahr 2012 234 solche Zeugnisse (Faktor: 14!). Auch manche bayerische Gymnasien sonnen sich in 45 Prozent-Anteilen an Abiturienten mit einer Eins vor dem Komma.

Die Hochschulen setzen eine solche Kuschelpolitik mit ihrer Inflation guter und sehr guter Noten fort. Ende 2012 sah sich deshalb der Wissenschaftsrat genötigt, den warnenden Zeigefinger zu erheben. Immerhin war der Anteil der Hochschulabschlüsse (ohne Staatsexamina) mit den Noten 1 und 2 vom Jahr 2000 bis zum Jahr 2011 von 67,8 Prozent auf 76,7 Prozent gestiegen.

Boshafte Leute nennen solche Eingriffe ein planwirtschaftliches Hinmanipulieren schöner Ergebnisse. Unsere jungen Leute haben von einer solchen Art der Ausgabe von Zeugnissen als ungedeckte Schecks nichts. Wir müssen aufpassen, dass uns aus dem Abitur nicht ein Aditur-Prinzip wird und dass uns die berufliche Bildung nicht zwischen Bachelor und dualem Studium zerrieben wird.

Es ist ein Umdenken erforderlich! Warnende – und zwar namhafte – Stimmen gibt es durchaus. Im April 2014 veröffentlichte der Wissenschaftsrat seine Stellungnahme mit dem Titel „Empfehlungen zur Gestaltung des Verhältnisses von beruflicher und akademischer Bildung“. Darin bezeichnet er die Lehre im dualen System als gleichwertig und warnt vor vordergründigen Image- und Prestige Gesichtspunkten. Danke, sagen wir zu dieser Stellungnahme. Gleichwohl dringt das nicht durch: Der Mensch scheint für viele immer noch beim Abitur zu beginnen.

Ansonsten wird die öffentliche Debatte um Bildung von so aberwitzigen Tweets und Schnapsideen dominiert wie die Einführung eines Faches Alltagskunde, die Abschaffung der Bundesjugendspiele, die Verlegung des Unterrichtsbeginns von 8 auf 9 Uhr.

Ein Land freilich, das mit seinem Reizwortjournalismus jede Woche ein paar karierte Kaninchen aus dem bildungspolitischen Zylinder zaubert, ein Land, das Bildungsfragen immer nur „an“-denkt (quasi „an“-beißt und sofort wieder ausspuckt) und nicht „durch“-denkt, ein solches Land braucht eigentlich keinen Pisa-Test mehr.

Die bildungspolitische Debatte muss wieder vom Kopf auf die Füße gestellt werden. Dazu sage ich, auch wenn ich sonst kein Freund von vorwiegend ökonomischen Betrachtungen der Bildungspolitik bin: Hier ist es durchaus legitim, über die Opportunitätskosten einer Überbewertung von Gymnasium / Studium und einer Vernachlässigung der beruflichen Bildung nachzudenken, also nachzudenken, was es uns kostet bzw. was uns entgeht, wenn wir die berufliche Bildung weiter so vernachlässigen wie zuletzt.

Apropos Belastungen / Ressourcen / Kosten: Was unsere beruflichen Schulen (v. a. die Berufsschulen) derzeit zu leisten haben (als Mehrbelastung zu leisten haben), ist gigantisch: Man hatte den beruflichen Schulen Rückgänge an Schülerzahlen von bis zu 28 Prozent prognostiziert, zum Teil sind es aber sogar mehr Schüler geworden. Und: Diese Schulen schultern derzeit – ohne Aufstockung, also nur aus ihren vorhandenen Ressourcen heraus – Gigantisches bei der Beschulung von Flüchtlingskindern, und zwar mit den vorhandenen, also ohne aufgestockte Ressourcen. In Zeiten großer Hilfspakete, bei denen es um 11-stellige Euro-Beträge geht, müsste da doch der eine oder andere wenigstens 7-stellige Betrag zusätzlich drin sein.

III JOSEF KRAUS

Präsident des Deutschen Lehrerverbandes,
Vilsbiburg

JUNGE LEUTE FÜR BERUFS- AUSBILDUNG UND HOCHSCHULE GEBRAUCHT

Bayerns Schulen eröffnen jungen Leuten ihren Weg
zu Ausbildung und Studium

HERBERT PÜLS ||| Junge Leute werden heute sowohl für die Berufsausbildung als auch die Hochschule gesucht und Bayerns Schulen eröffnen ihnen ihren Weg in Ausbildung und Studium. Aber um die Gleichwertigkeit der beruflichen und der akademischen Bildung bei unseren Schülern bewusster zu machen, muss diese gesamtgesellschaftlich gewollt und aktiv vertreten werden. Hierzu müssen alle Akteure und Personengruppen zusammenarbeiten, die im Berufswahlprozess unserer Jugendlichen eine Rolle spielen – neben Lehrern also auch Berufsberater, Eltern und Arbeitgeber. Schulen können individuelle Stärken aufzeigen und fördern sowie über berufliche Perspektiven informieren. Entscheiden muss und kann aber nur der Einzelne. Über die Anreize und die Attraktivität akademischer und beruflicher Laufbahnen bestimmt letztlich die Gesellschaft und nicht die Schule.

Bevor ich den Auftrag und Beitrag der Schule bei der Berufs- und Studienwahl darstelle, möchte ich kurz auf die Frage eingehen: Gibt es denn eine „Akademikerschwemme“? Die Arbeitslosenquote unter Akademikern ist nach wie vor unterdurchschnittlich. Auch die Kla-

gen der Wirtschaft und Wissenschaft über zu wenige Studierende in den MINT-Fächern belegen das Gegenteil, zumindest für diese Bereiche. Und seit den 60er-Jahren bis heute wird lautstark die Forderung erhoben (z. B. von der OECD, aber auch von vielen Gruppen aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft), dass eine Informations- und Wissensgesellschaft in wachsendem Maße Akademiker benötige. Pauschal kann man also nicht von einer zu hohen Zahl von Akademikern sprechen.

Und wie steht es um den „Fachkräftemangel“? Unbestritten gibt es Berufsfelder, in denen derzeit zu wenig junge Leute eine Ausbildung aufnehmen. Die Ursachen sind vielfältig, dazu gehören: der demografische Wandel, geburtenschwache Jahrgänge, ein verändertes Bildungsverhalten und die unterschiedliche Attraktivität von Berufsfeldern. Aber noch vor wenigen Jahren gab es in Deutschland – regional unterschiedlich ausgeprägt – große Probleme, einem beträchtlichen Anteil der Absolventen vor allem der Hauptschule eine Ausbildungsstelle anzubieten.

Ob sich also ein „Mangel“ oder ein „Überangebot“ abzeichnet, hängt von den zukünftigen ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen und von Erwartungen zukünftiger Trends ab. Welche Rolle spielen nun bildungspolitische Weichenstellungen für die Entwicklungen am Arbeitsmarkt? Der Wandel in einer immer komplexer werdenden Arbeitswelt führt zu immer höheren Erwartungen an Qualifikation und Kompetenzen von Mitarbeitern. Damit einher geht die Tendenz zu höheren Abschlüssen, sowohl in der akademischen als auch in der beruflichen Bildung.

Um die Herausforderungen in der zukünftigen Wissensgesellschaft bewältigen zu können, ist ein höherer durchschnittlicher Bildungsgrad notwendig. Das gilt insbesondere in einem rohstoffarmen Land wie Bayern. Der Ausbau des Bildungswesens auch in ländlichen Regionen in den letzten Jahrzehnten zeigt: Dieser Entwicklung wird Rechnung getragen. Dabei hat Bayern stets auch an der beruflichen Bildung und an der dualen Ausbildung festgehalten und diese gefördert.

Die Ausgestaltung des Bildungssystems hat Konsequenzen: Der Anteil der Schüler mit Studienberechtigung steigt, der Anteil derer, die eine duale Ausbildung aufnehmen, sinkt. Es liegt nahe, dem schulischen Bildungswesen eine Fehlsteuerung zuzuschreiben, wenn sich die jungen Menschen nicht so auf die verschiedenen Berufsfelder verteilen, wie es aktuell gewünscht wird. Damit komme ich zur Kernfrage: Was ist der Auftrag der Schule? Wie kann bzw. wie darf sie auf die Berufs- und Studienwahl der jungen Menschen Einfluss nehmen?

Oberstes Bildungsziel der bayerischen Schulen ist es, jungen Menschen nicht nur Wissen und Können zu vermitteln, sondern auch Herz und Charakter zu bilden, so steht es in der Bayerischen Verfassung (Art. 131, Abs. 1 BV). Der Bildungsauftrag unserer Schulen umfasst, jeweils schulartspezifisch, die Vermittlung von hierzu notwendigen Fach-, Methoden-, Sozial- und Personalkompetenzen, aber auch eine allgemeine Persönlichkeits- und Charakterbildung. Eine gute Allgemeinbildung schafft die besten Voraussetzungen, um auch die heute noch nicht absehbaren Herausforderungen im Privat- wie Berufsleben meistern zu können. Akademische und berufliche Bildung sind gleichwertig. Das bayerische Bildungssystem setzt grundsätzlich auf beide Optionen. Die Wahl bleibt dem Einzelnen überlassen.

Das differenzierte schulische Bildungssystem, bestehend aus Förderschule, Mittelschule, Realschule, Gymnasium sowie Wirtschaftsschule, bietet unseren jungen Menschen passgenaue Bildungsangebote, die den verschiedenen, ganz individuellen Interessen, Begabungen und Neigungen gerecht werden. In verschiedenen Fachrichtungen und Zweigen können unsere Schülerinnen und Schüler fachliche Schwerpunkte setzen. Sie werden für Fachgebiete und Themen begeistert, die sie später an der Hochschule oder in Weiterqualifizierungsmaßnahmen vertiefen können. Sie erhalten so auch das inhaltliche Rüstzeug für den Einstieg ins Berufsleben.

Hier leistet die Berufs- bzw. Studienorientierung als eine verpflichtende fächerübergreifende Aufgabe der weiterführenden Schulen

einen wichtigen Beitrag. Schülern soll die ganze Breite an beruflichen Möglichkeiten und Perspektiven aufgezeigt werden. Die Berufsorientierung ist in Bayern – anders als in vielen anderen Bundesländern – lehrplanmäßig fest verankert. Beispiele hierfür sind die durchgängige berufliche Orientierung ab der 5. Jahrgangsstufe als Markenkern der Mittelschule, die Wahlpflichtfächergruppen der Realschule, das pädagogische Grundprinzip der beruflichen Praxisorientierung der Wirtschaftsschulen oder das Projektseminar am Gymnasium.

Damit wird deutlich: Das differenzierte Schulwesen bietet Bildungswege, die unterschiedlichen Begabungen und Interessen gerecht werden. Die Schule hat jedoch keine Lenkungs- oder „Zuliefer-“ Funktion zu bestimmten Berufen. Sie vermittelt Orientierung und Grundlagen für eine verantwortungsvolle Entscheidung des Einzelnen.

Hierzu gehört auch, jungen Menschen nicht nur ein breites Spektrum an Perspektiven aufzuzeigen, sondern ihnen diese auch durch eine entsprechende Durchlässigkeit und Anschlussfähigkeit im Bildungssystem zu ermöglichen. Die Durchlässigkeit des Bildungssystems wird kontinuierlich erhöht, sowohl bei den allgemeinbildenden Schulen als auch im beruflichen Bildungswesen. Immer mehr Jugendliche kommen zur Hochschulreife über einen mittleren Bildungsabschluss an Mittel-, Wirtschafts- und Realschule und die Fachoberschule bzw. über eine Berufsausbildung und die Berufsoberschule. Rund 40 Prozent der Studienberechtigungen werden in Bayern mittlerweile an den Beruflichen Oberschulen vergeben.

Die Zahl der Fachoberschulen wurde allein seit dem Schuljahr 2004/2005 von 75 auf 107 im Jahre 2015 erhöht, was mit einem Anstieg der Schülerzahlen von rund 30.000 auf über 45.000 einhergeht. Die Vorklassen der Fachoberschulen erleichtern den Übergang. Junge Menschen mit Berufsausbildung und ausreichend Berufserfahrung bzw. Meister und Techniker können leichter in fachgebundene Hochschulstudiengänge gelangen. Insgesamt weit über 50.000 junge Menschen pro Jahr treten heute auf diesem Weg in unsere Hochschulen ein.

Diese beeindruckenden Entwicklungen zeigen: Junge Menschen befinden sich in unserem differenzierten Bildungssystem in keiner Sackgasse, sondern haben stets die Möglichkeit, sich individuell weiterzuentwickeln. Sowohl die berufliche als auch die akademische Bildung bieten attraktive Optionen. Die bayerische Bildungspolitik verfolgt dabei keine einseitige Förderung akademischer Bildungsbiografien. Praktika, Expertengespräche, Betriebserkundungen, Ausbildungsmessen und viele andere Maßnahmen der beruflichen Orientierung an den Schulen zeigen auch die attraktiven Perspektiven einer dualen Berufsausbildung samt den möglichen Weiterqualifizierungschancen auf.

Warum wählen trotz vielfältiger Angebote immer mehr Jugendliche den akademischen Weg? Antworten sind zu suchen im gesamtgesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kontext sowie in den spezifischen Berufsfeldern und ihren Arbeitsbedingungen. Auch das Image des angestrebten Bildungswegs spielt eine nicht zu vernachlässigende Rolle. Weite Teile der Gesellschaft und auch viele Arbeitgeber bewerten den Weg von einer beruflichen in eine akademische Bildung nach wie vor als „Aufstieg“. Umgekehrt betrachten viele einen Wechsel nach der 10. Jahrgangsstufe Gymnasium in eine Ausbildung oft als „schulisches Versagen“ und selten als Chance zur Verwirklichung der eigenen Begabungen.

Das muss sich meiner Meinung nach ändern. Dies ist aber von der Schule allein nicht zu leisten. Unser differenziertes Bildungssystem eröffnet vielfältige Optionen und Perspektiven, die dem einzelnen Menschen und seinen Talenten bestmögliche Entfaltung ermöglichen. Die allgemeinbildenden und beruflichen Schulen bieten passgenaue Angebote für jeden jungen Menschen und seine persönliche Berufs- und Lebensplanung. Das bayerische Bildungssystem leistet einen Beitrag dazu, die Talente unserer Jugendlichen optimal zu entwickeln, und trägt gleichzeitig dazu bei, dass Jugendlichen der Einstieg ins Berufsleben hierzulande deutlich leichter fällt als in den meisten anderen Industrienationen. Im Vergleich mit anderen europäischen Ländern, wie z. B. Spanien oder Griechenland, ist unsere Jugendarbeitslosigkeit sehr gering.

Das bestätigt den bayerischen Weg, am differenzierten Bildungssystem und am hohen Stellenwert der dualen Berufsausbildung festzuhalten. Eine fundierte schulische bzw. berufliche Ausbildung gepaart mit der Bereitschaft, sich beruflich und / oder akademisch weiter zu qualifizieren, ist die beste Voraussetzung für eine niedrige Arbeitslosigkeit und eine gute Versorgung der Wirtschaft mit qualifizierten Arbeitskräften.

||| HERBERT PÜLS

Ministerialdirektor für Bildung und Kultus im
Bayerischen Staatsministerium für Bildung und Kultus,
Wissenschaft und Kunst, München

ALLE WOLLEN „ABI“ UND „UNI“

Über tabuisierte Ursachen von Bildungshysterie und Bildungsdünkel

RAINER DOLLASE ||| Welche gesellschaftlichen Strömungen führen dazu, dass heute immer mehr junge Menschen studieren wollen? Stimmt die Annahme, dass man nach einem akademischen Studium besser verdient? Ist die angestrebte Bildungsgerechtigkeit zu erreichen, indem möglichst viele Menschen eines Jahrgangs Abitur machen und studieren? Der Autor beobachtet seit Jahren die gesellschaftlichen Annahmen und Diskurse zum Thema Studium und Ausbildung und zieht seine Schlüsse zu diesen Fragen.

Die grundlegende Frage lautet: Kann ein Akademiker über die Akademikerschwemme unbefangen reden? Ist er vielleicht nur neidisch, dass sein exklusiver sozialer Status durch die vielen Nachahmer gemindert wird? Hat er eigentlich genug Ahnung davon, wie „schlecht“ es den Nichtakademikern geht? Oder hat er nur Vorurteile?

Die Psychologie unterscheidet eine Vielzahl von Neidformen.¹ Die hier infrage kommende Neidform wäre der sogenannte „Abstandsneid“, den man vor den Aufgestiegenen haben kann und der sich aus der Angst speist, dass diese ihm im Sozialprestige zu nahe kommen könnten. Noch schlimmer: Sie könnten besser sein als man es selbst war und ist, und man würde sich nicht mehr so „besonders“ fühlen können wie bisher. („Ach – noch so’n Professor“).

Gegen derlei Unterstellungen hilft nur die eigene Abstammung: Ich bin bis zu meinem 15. Lebensjahr in Duisburg im Stadtteil Hamborn / Bruckhausen groß geworden – schon damals ein belasteter und abgehangter Stadtteil von Duisburg, in dem es immer Gewalt, Armut und Kriminalität gab. Zu allem Überfluss teilte sich die eigene Familie in ein mütterliches Arbeitermilieu und einen eher kleinbürgerlich gebildeten Lehrer-Stamm. Die einen beschimpften die andern im Streit schon mal als „Proleten“, die anderen unterstellten, dass sie einen „Pin im Kopp“ hätten. „Pin im Kopp“ bedeutet im Ruhrpott-Slang, nach „Höherem“ streben – im Arbeitermilieu damals ein schlimmer Solidaritätsbruch.

In einer dermaßen zwiegespaltenen sozialen Situation konnte ich während Kindheit und Jugend immer wieder erleben, dass der Besuch der höheren Schule, das Abitur und die akademische Karriere nicht sonderlich geschätzt wurden. Meine hoch verehrte Großmutter Paula Lüsser (1887-1978), die mich in der Kleinkindzeit wegen der Kriegswirren erzogen hatte, sagte mir einmal: „Wenn du dich über einen Steinecklopper lustig machst, bist du nicht mehr mein Enkel.“ Als ich 1976 Professor wurde, sagte sie: „Du bist Professor geworden? Das macht nichts, Hauptsache, du bleibst ein anständiger Mensch.“

Zum Leibniz-Gymnasium in Duisburg / Hamborn (heute eine Gesamtschule) bin ich immer mit einem bangen Gefühl gegangen, weil die Kinder vom Ostacker (einem Arbeiterviertel) auch schon mal eine Straßensperre gegen die Gymnasiasten einrichteten, die sich dann den Faustkämpfen durch allerlei Tricks mehr oder weniger schnell entzogen. Genügend „Muckis“ (Muskeln), um denen die „Fresse zu polieren“, hatten wir nicht. Ich hatte, weil meist der Jüngste unter den Gymnasiasten, allerdings leichtes Spiel: „Den Kleinen mit den blonden Locken lass mal laufen [...]“

Dass man als Akademiker in einer anderen Umgebung Minderwertigkeitsgefühle entwickeln kann, das war tägliche Erfahrung. Aufgrund der Tatsache, dass ich als ältestes von fünf Kindern eines Lehrers natürlich mein Studium selbst verdienen musste, folglich

auch allerlei praktische Arbeit auf dem Bau, in Speditionen, in Lagern und Fabriken verrichtet habe, ist mir eigentlich immer noch bis heute bewusst, dass ich als „Professor Dr. phil.“ und „Diplom-Psychologe“ niemals Dächer decken konnte und könnte, weil mir schwindlig wäre. Für die Verschalung von Betondecken in Häusern und Hochhäusern bin ich motorisch zu ungeschickt. Teppiche auf einer gewendelten Holzterrasse zu verlegen fordert meine räumlichen mathematischen Fähigkeiten derartig heraus, dass ich davor kapituliere und nach Fachleuten rufe. Ich eignete mich bestenfalls als Bauhilfsarbeiter, Soldat, Küchenhilfe, Gartenhelfer und Lagerarbeiter – mit diesen ehrenwerten Tätigkeiten habe ich mehr oder weniger mein Studium finanziert (Ersparnis aus zwei Jahren Bundeswehrzeit und Studiendarlehen kamen dazu).

Kürzlich erschien wieder einmal eine Armutsstudie² mit einer jämmerlichen und jammernden Auflistung darüber, was den armen Kindern und Jugendlichen in unserer Gesellschaft verschlossen bleibt. Und dass Armut die Ursache von Bildungsabstinenz sei. War das in meiner Generation (Jahrgang 1943) genauso? Auf uns traf alles zu, was man heute als Ursache für den Bildungsnachteil armer Kinder und Jugendliche annimmt: Die Kleidung im Winter war nicht passend, es gab zu wenig Zimmer in der Wohnung, ich schlief lange Jahre immer mit mehreren Menschen in einem Zimmer, die Eltern hatten kein Auto, sie konnten nicht mit mir in Urlaub fahren etc. Natürlich bin ich auch niemals mit meinen Eltern in ein Konzert oder eine Oper gegangen, in der Oberstufe des Gymnasiums habe ich von meinem Taschengeld (5 DM im Monat) und meinem Lohn für nachmittägliches Helfen auf dem Bau (mit 16 Jahren, von 14 bis 17 Uhr, 1,55 DM die Stunde) Eintrittskarten für Schüler-Aufführungen zu ermäßigten Preisen abgezweigt. Armut ist kein Grund für geistiges Desinteresse – das lehrte die Nachkriegszeit. Der Argumentations-Fehler dieser Armutsstudien ist, dass das intellektuelle und wissenschaftliche Interesse nicht durch den Besuch klein- und bildungsbürgerlicher Kulturveranstaltungen und durch speißeige Lebensgestaltung erzeugt wird, sondern durch freies Spiel

und radikale kognitive Anregungen. Wir lernten, die Weltschläger von Elvis Presley gegen klassische Bildungsansprüche von Musiklehrern und Eltern zu verteidigen. Wir hielten die Bilder von Prinz Eisenherz für bessere Kunst als Picassos „Guernica“. Und wir überlegten uns mit diebischer Freude Argumente, mit denen wir der Aufgeblasenheit der „Vornehmen“ die Luft rausließen. Intelligenz und Bildungsbedürfnis entsteht also nicht dadurch, dass man das nötige Geld hat, um als Konsument seine Zeit in Konzertsälen oder Museen zu verträdeln, sondern indem die Intelligenz auf Trab gebracht wird. Das gilt übrigens heute genauso wie früher.

Ein letztes Wort zum fehlenden Abstandsneid. Am 1. März 1963 hielt ich am mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium Mönchengladbach die Abiturrede über Elite und ihre soziale Verantwortung und machte mich darin über den Akademikerdünkel lustig. Ich sprach von der Gefahr, ein „Doktor Lieschen Müller“ zu werden, und mahnte den Respekt vor handwerklichen Berufen an. Kein Wunder aufgrund meiner Biografie. Weitere thematische Befassung mit der Entzauberung der Akademiker: In den Jahren 1974-1986 habe ich zusammen mit Michael Rüsenberg (späterer Grimme-Preisträger und ausgezeichnet mit dem WDR-Jazzpreis für sein Lebenswerk) und Hans Stollenwerk vom Freizeitinstitut der Deutschen Sporthochschule (Erfinder der Event-Demoskopie) drei Bücher über die Befragung des Konzertpublikums geschrieben, in denen wir insbesondere die Vorurteile der Bildungsschicht über die „gehobene“ Musik aufs Korn genommen haben. Von 2007-2010 war ich Mitglied der „Hauptschulinitiative NRW“ und habe im Stadion von Borussia Dortmund einen Vortrag zum Thema „Eine lebenswerte Gesellschaft braucht Hauptschüler“ gehalten. Seit 2006 unterstütze ich ein Stipendienprogramm für Hauptschüler der Böllhoff-Stiftung. Ich habe also keinen Abstandsneid, sondern ich schätze Facharbeiter, Gymnasiasten, Hilfsarbeiter und Uni-Absolventen, alle Menschen also, die mit ihren Möglichkeiten zum Wohlstand und zum Wohlergehen dieser Gesellschaft beitragen – ganz unabhängig von ihrem Schulabschluss.

DIE SITUATION DES AKADEMIKERDÜNKELS – ALTBEKANNT

Unser gedankliches Bild von einer harmonischen Gesellschaft ist dadurch gekennzeichnet, dass Menschen unterschiedlicher Bildung und Tätigkeit sich harmonisch aufeinander beziehen: Jeder tut seine Pflicht und trägt in unterschiedlicher Weise zum Wohlergehen dieser Gesellschaft bei. Tabuisiert wird die ungleiche Bezahlung für diese Tätigkeiten – zu offensichtlich ist, dass sie ungerecht ist. Manche gemütlich und stressfrei Arbeitenden bekommen „Geld wie Heu“ – andere ruinieren ihre Gesundheit bei schwerster „Maloche“ für ein bescheidenes Salär. Wir streben – romantisch denkend – nach Unterschieden und anerkennen in Sonntagsreden den Bauhilfsarbeiter wie den Geschäftsführer einer Sparkasse. Über Geld reden wir nicht.

Dieses romantisch gedachte Gleichgewicht scheint durch die zunehmende Akademisierung gestört zu sein. Offenbar machen zu viele „Abi“ und zu viele treiben sich auf der Universität herum. Sie sind leider nicht auf Mangelfächer spezialisiert, sondern sie vermehren das Arbeitskräfte-Reservoir, das man ohnehin nicht sonderlich häufig braucht: Kunstgeschichte, Archäologie, „was mit Medien“, Diplompädagogik, Germanistik, Soziologie, Diplom-Historiker etc. Zu wenige interessieren sich offenbar für handwerkliche Berufe, für Facharbeiterberufe, für höchst notwendige, existenzielle Arbeiten bei Wind und Wetter, in Schmutz und Ekel. Man muss sich im gesellschaftlichen Interesse fragen, wo wir das notwendige Personal herbekommen. Muss man gar die Entlohnung für die gesuchten Berufe kräftig anheben und die für manche Akademiker ordentlich senken?

Durch die aktuelle Flüchtlingswelle (2015) hört man in dieser Frage durch die Berichterstattung über das Elend hindurch die Hoffnung, dass mit der Zuwanderung von vielen jungen Männern diese Facharbeiterlücke doch noch geschlossen werden kann. Gleichzeitig warnen Experten vor dieser Hoffnung, da die Zuwanderer zu 80 % keinen Schulabschluss hätten, also dem Arbeitsmarkt nicht sofort zur Verfügung stehen können.

Niemand muss sich wundern, dass alle Menschen nach dem bestmöglichen Ergebnis und der bestmöglichen Art und Weise zu leben streben. Wer aus Syrien kommt und sein Haus verkauft hat, mithin einen fünfstelligen Betrag in die Flucht investiert hat, der wird sich nicht auf irgendeinem Eifel-Dorf niederlassen und seine Arbeitslosigkeit bei Hartz IV genießen wollen. Er möchte dorthin, wo er am mittelständischen Wohlstand der deutschen Gesellschaft teilnehmen kann. Und ein junger Mensch in unserer Gesellschaft, der schon länger hier wohnt und dessen Vorfahren immer hier gewohnt haben, wird die vielen Pressemeldungen nicht vergessen wollen, in denen es hieß, dass sich das Studium immer noch lohnt und dass man als Akademiker 2,3 Millionen Euro im Leben verdient und ohne Berufsausbildung nur 1,08 Millionen. Solche Zahlen lösen den Zustrom zum Abitur und zum Hochschulabschluss aus.

Diese Bewegung hin zum Besseren, Bequemerem und Sicherem wiederum erzeugt eine Art von Kollateralschaden. Straßenfeger, Installateure, Bäcker und andere Handwerksberufe werden wenig geachtet. In Befragungen assoziieren die meisten mit einem Bild von einem Installateur, einem Dachdecker oder Bäcker: „Der ist ein Schulversager, der hat kein Abi geschafft.“ Diese typische Widersprüchlichkeit – Ächtung gesellschaftlich wichtiger Tätigkeiten mit nicht akademischem Bildungsabschluss und gleichzeitig Anerkennung von deren Unersetzlichkeit scheint in allen Gesellschaften der modernen Zeit üblich zu sein. Überall gilt: „Wenn Du Dich in der Schule nicht anstrengst, dann musst Du Straßenfeger werden!“ – „Bügelstube – wenn ich das schon höre!!“ – entsetzter Ausruf einer Sozialpädagogin in Berlin, die ein türkischstämmiges Mädchen berät, das in der Bügelstube arbeiten möchte. „Streng Dich an, damit etwas Ordentliches aus Dir wird.“ Gleichzeitig hält jeder das Bügeln und Straßenfegen für außerordentlich wichtig. Streiken die Straßenfeger – hat jede größere Stadt ein großes Problem. Streiken die Bäcker, die Maurer, die Müllabfuhr – dann wird das Leben in den Industriestaaten ungenießbar. Ein sechs Monate langer Streik einer Uni hätte hingegen kaum Auswirkungen.

Aus der unterschiedlichen Wertigkeit, dem anerkannten, gut entlohnnten Akademikersein entspringt der Dünkel. Wer das ist, muss ja was Besseres sein. Und scheinheilig und gönnerhaft wird Lob auch für den Hilfsarbeiter verteilt, im Unterbewusstsein aber lauert die Angst, dass die gesellschaftlich konstruierte Hierarchie vielleicht doch nicht stimmt. Der dünkeln Akademiker hat gleichzeitig Angst um seinen Status, also Abstiegsangst, und Angst vor Entdeckung seiner vielleicht doch substantiellen Wertlosigkeit.

Der Abitur- und Hochschuldünkel, der für alle modernen Gesellschaften typisch, aber nicht immer funktional ist, setzt sich in tausenden von Facetten und in ebenso vielen Gesprächen und Bemerkungen fort. So wird in einer Gesellschaft, die glaubt, durch Sprache die Realität verändern zu können, d. h. durch politische Korrektheit des Wortgebrauchs, hierauf besonders Wert gelegt. So auch bei diesem Thema. Der Begriff der „Akademikerschwemme“ wird gelegentlich heftig angegriffen, weil das eine Diskriminierung unserer vielen Abiturienten und Akademiker bedeuten könnte. Sie könnten sich womöglich nicht als besonders wichtig erleben. Aber so was. Gleichzeitig darf man von der Hauptschule selbstverständlich als „Restschule“ reden, von einem „auslaufenden Schulmodell“, von „bildungsfernen Hauptschulfamilien“ und davon, dass bei derlei „Gesocks“ das Betreuungsgeld für Kinder unter drei Jahren selbstverständlich „versoffen“ wird. Wenn gar öffentlich verbreitet wird, dass Hauptschüler mit der modernen Industriegesellschaft aufgrund ihrer niedrigen Bildung nicht Schritt halten können, so aktiviert das offenbar nicht die moralische Hülle der politischen Korrektheit. *Quod licet Jovi, non licet bovi.*

Dabei zeigen empirische Untersuchungen ganz deutlich, dass es im Deutschland des 21. Jahrhunderts eine Diskriminierung von Menschen mit einfachen Schulabschlüssen gibt und gegeben hat. Die Soziologin Sibylle Töniess schreibt, dass sie „vor vielen Jahren einmal beim Wasserturm mit Jugendlichen im Gespräch war, die aus der Berufsschule kamen. Da schepperten die mit Blechbüchsen behängten Autos der neuen Abiturienten vorbei, die einen Triumph-

zug durch die Gemeinde veranstalteten. ‚Das sind die, für die wir mal arbeiten müssen‘, sagte einer der Berufsschüler.“ Die Soziologin schreibt weiter: „Nicht ohne Schmerz kann ich seitdem die fröhliche Karawane sehen, die jedes Frühjahr durch die Stadt fährt und deren oberer Hälfte es das Herz hebt, während sie die untere deprimieren muss.“³

In einer statistischen Untersuchung des Verfassers bei 6.500 Bundesbürgern zum Thema Fremdenfeindlichkeit wurde unter anderem auch gefragt: „Welche Art von Information ist wichtig, um andere Menschen zu beurteilen?“⁴ Mithilfe eines vollständigen Paarvergleichs wurden die Kriterien Schulabschluss, Beruf, Alter, Geschlecht, Nationalität und Religion jeweils in Zweier-Kombinationen vorgelegt, um eine Entscheidung für eine der beiden Alternativen herbeizuführen. Diese Art der Erhebung ist besonders aufwendig und produziert die wenigsten Fehler. In insgesamt zwölf unabhängigen Stichproben ergab sich eine ganz klare Reihenfolge: 1. Schulabschluss, 2. Beruf, 3. Alter, 4. Geschlecht, 5. Nationalität, 6. Religion. Man erkennt ganz deutlich, dass Schulabschlüsse in der Gesellschaft wesentlich zur Beurteilung und zum Ansehen von Menschen beitragen. Kriterien wie Geschlecht, Nationalität und Religion fallen dem gegenüber ab. Die Frage sei erlaubt, ob die Diskriminierung nach Schulabschluss in einem Antidiskriminierungsgesetz nicht verboten werden sollte? Um z. B. zu verhindern, dass ein Wohnungsmieter aufgrund seines Schulabschlusses eine Wohnung nicht bekommt. Die Antwort gibt der Verfasser selber: eigentlich ja. Ein Merkmal wie Religion ist auch variabel – man kann seine Religion ja ändern –, also müssen auch Beruf und Schulabschluss vor Diskriminierung geschützt werden wie die Religion. Natürlich wird das niemand wollen. Na klar.

Eigenartigerweise gab es schon im Jahre 2007 vom „Institut für die Zukunft der Arbeit“⁵ eine ziemlich eindeutige Ansage, dass wir im Jahre 2020 keinesfalls so viele Abiturienten brauchen, wie wir im Augenblick haben. Die Prognose war: 23,6 % Absolventen mit Fachhochschul- und Universitätsabschluss, 11,8 % Meister, Techniker, Fachschulabschluss, 55,7 % mit Berufsabschluss und 9 %

ohne Berufsabschluss – da selbstverständlich sogenannte „Hilfsarbeiter“ existenziell notwendige Arbeiten für das Wohlergehen einer Gesellschaft leisten können und müssen. Es gibt eben wichtige Arbeiten, für die die Fähigkeit zur geschickten Interpretation von expressionistischen Gedichten („Hurz! Das Schaf, das Reh“) nicht notwendig ist. Die Zeitungen sind auch voll von Meldungen, dass „Hauptschüler oft gute Mitarbeiter“ seien, oder „Weniger Jugendliche beginnen einen Lehre“ oder „Ich ärgere mich über den Akademisierungswahn, sagt ein Handwerker.“

Die höhere Bildung diene als Faustpfand dafür, dass wir den demografischen Knick besser überwinden können. Die höhere Effizienz der Bildung, mehr Patente, mehr praktische und theoretische Tüchtigkeit sollen die Produktivität der Gesellschaft so weit erhöhen, dass in Zukunft ein arbeitender Mensch zwei Rentner finanzieren kann. Diesem Ziel dienen natürlich auch andere Lösungen wie die Früheinschulung (bringt nichts), die Verkürzung der Gymnasialzeit (die dann gleichzeitig auch der höheren Effizienz abträglich ist), die Teilung des Studiums in Bachelor und Master (soll Studienzeit verkürzen – tut es aber nicht), die Verlängerung der Lebensarbeitszeit (die gerade von der großen Koalition wieder zurückgenommen wird) und natürlich die Zuwanderung, die in der Tat im Millionenbereich liegen muss, damit Deutschland sein Rentenniveau aufrechterhalten kann (wenn denn alle Zugewanderten in Arbeit und Brot gebracht werden könnten).

Zur Überwindung des demografischen Knicks ist es nun durchaus sinnvoll, dass viele Menschen bessere Ausbildungen machen. Niemand hat aber gesagt, dass dazu nur ein germanistisches Studium an der Hochschule führen kann. Es geht nicht um mehr Dünkel, sondern um mehr Produktivität. D. h. also, die individuelle Schul- und Berufswahl ist aus einer individuellen Logik heraus sinnvoll, weil alle Quellen immer wieder behaupten, dass es nachher mehr Geld gibt, wenn man „irgendwas“ studiert und nicht, wenn man Handwerker wird. Die Botschaft ans Volk lautete: „Schick dein Kind länger auf bessere Schulen“ oder „Werde Akademiker, um

mehr zu verdienen.“ Sie hätte lauten müssen: „Wähle einen Beruf, der gesellschaftlich gebraucht wird.“ Wenn man nun vom gesellschaftlichen Bedarf an Facharbeitern redet, wird das niemandes individuelle Entscheidung für mehr Anerkennung und mehr Geld ändern. Eigentlich müsste der Markt mit einer Minderbelohnung auf langes Studieren reagieren, wenn man etwas ändern will und mehr Facharbeiter einstellen möchte. Das wird der Markt natürlich nicht tun.

AKADEMISCHE BILDUNG = MEHR LOHN?

Es gibt Risse in diesem scheinbar so eindeutigen Bild, denn die Zahlen stimmen hinten und vorne nicht. 5,6 % Akademiker arbeiten zum Niedriglohn oder in Berufen, die sie nicht angestrebt haben.⁶ Beispiel: in der Altenpflege oder als Taxifahrer. Das kann schon mal einen Diplomphysiker oder eine promovierte Soziologin betreffen. Dieser Prozentsatz, der ohnehin innerhalb der Wirtschaftsstatistik umstritten ist, ist aber nicht das Hauptproblem. Es gibt in Deutschland 20,9 % akademisch ausgebildete Menschen,⁷ die sich vollständig vom Arbeitsmarkt zurückgezogen haben. Das wurde in dem Artikel der Welt (von Tobias Kaiser) als „Deutschland – die Republik der bequemen Akademiker“ betitelt. Das könnte aber auch völlig anders sein: Es handelt sich um Resignation, die möglicherweise einen großen Teil der weiblichen Arbeitnehmer mit akademischer Ausbildung betrifft. Resignation, weil man keine angemessene Stelle findet, deshalb zieht man sich ins Private zurück und lässt sein Leben von einem Partner / einer Partnerin mit regelmäßigem Einkommen bezahlen. Oder kümmert sich um die Kinder. Die DIHK hat geschrieben: „Eine duale Ausbildung mit anschließender Aufstiegsfortbildung schützt demnach noch besser vor Arbeitslosigkeit als ein Studium“ und etwas weiter, „bei den Sprach-, Literatur- und Geisteswissenschaftlern liegt die Arbeitslosenquote berechnet auf der Basis der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten bei 9,3 %.“

Oder eine andere Argumentation: die Chefgehälter im Handwerk (zwischen 72.000 und 114.000) übertreffen meist das jährliche Einkommen von C4-Professoren. Zusammen mit Tantiemen, die Hand-

werkermeister durch den Verkauf von Heizungen, Dachpfannen, Isoliermaterial etc. bekommen, ergibt sich ein weiterer Betrag (rund 12.000 bis 40.000), an den C4-Professoren nur in verschwindenden Prozentsätzen mit zusätzlichen Vortragshonoraren oder Honoraren für Bücher heranreichen.

Im Jahre 2014 erschien beim „Institut für die Zukunft der Arbeit“ das Ergebnis einer rückblickenden Langzeit-Studie,⁸ in der deutlich gezeigt wurde, dass etwa Realschulabsolventen gegenüber Hochschulabsolventen oder Abiturienten in keiner Hinsicht benachteiligt sind, was ihr weiteres Leben anbelangt. Ein Befund, für den ich allein in meiner eigenen Verwandtschaft genügend Einzelfälle beitragen könnte: Realschulabsolventen haben eine tolle, gut bezahlte und gesellschaftlich anerkannte Karriere gemacht und damit Professoren finanziell und prestigeträchtig hinter sich gelassen. Gut so.

Eine der am liebevollsten gepflegten Legenden ist die, dass der durchschnittliche Gymnasiast oder Abiturient auch in den klassischen Fächern wie Mathematik, Deutsch, Englisch mehr könne als ein Hauptschüler, Realschüler oder Gesamtschüler. Leider ist die letzte Untersuchung zur Überprüfung dieser Legende schon im Jahre 2002 gemacht worden.⁹ Interessanterweise fand man, dass die Lernmotivation in den 20 besten Hauptschulklassen höher ist als die Lernmotivation in den 20 besten Realschulen und erst recht in den besten Gymnasialklassen, wo die Lernbereitschaft außerordentlich niedrig ist (natürlich – weil die meisten Menschen am traditionell Akademischen null Interesse haben). Aber auch in den Leistungen im Fach Mathematik zeigte sich, dass die 20 besten Hauptschulklassen alle einen besseren Mittelwert in mathematischer Kompetenz hatten als die 20 schlechtesten Gymnasialklassen. D. h. also, es ist durchaus denkbar, dass Hauptschüler auch in Mathematik besser waren bzw. sind als Gymnasiasten.

Weitere Risse im schönen eindeutigen Bild: Griechenland zum Beispiel hat in der jüngeren Generation eine deutlich höhere Abi- und Uniquote als Deutschland. „Das größte Problem“, so heißt es in einem Bericht des Deutschlandfunks, „ist die hohe Arbeitslosigkeit

unter den Jungakademikern. Sie müssen sich vorstellen: Da kommen Studierende von überall her nach Athen, bleiben hier vier oder fünf Jahre und danach finden sie keinen Job. Selbst wenn Du auf das Bachelorstudium noch einen Master draufsetzt, kriegst du einfach keinen Job hier.“ Und weiter: „Nicht zuletzt die Jugendarbeitslosigkeit, die auch bei Jungakademikern bei nahezu unvorstellbaren 60 % und darüber liegt, führte erst zu heftigen Protesten, dann auch zu einem vier Monate anhaltenden Streik an acht griechischen Unis, darunter auch die Universität von Athen.“¹⁰

Das Märchen von der besseren Entlohnung des homo academicus ist partiell falsch – es trifft, wie in allen Berufen, nur einen Teil. Aber das höhere Sozialprestige? Das wird ein langer Prozess in zähflüssiger Reaktion auf die beginnende Marktregulation. Die historische Erfahrung, dass „die da oben“ immer auch „Studierte“ waren, wird noch lange nachhallen, auch dann noch, wenn es nicht mehr stimmt.

DAS STREBEN NACH „BILDUNGSGERECHTIGKEIT“ ALS MOTOR DES AKADEMISIERUNGSWAHNS

Man hat hin und wieder den Eindruck, dass große Teile der deutschen Gesellschaft glauben, wenn alle Abi machen und einen Uni-Abschluss haben, dann ist es gerecht. Und dass dann alle einen akademischen Schreibtischberuf garantiert bekommen. Daraus folgern sie messerscharf, dass alle auf dieselbe Schule müssen, ob sie die entsprechenden Interessen oder Fähigkeiten besitzen oder nicht, auf jeden Fall sollten sie an der hohen gesellschaftlichen Wertschätzung teilhaben, die ein Abi und ein Uni-Abschluss mit sich bringen. Auf die naheliegende Idee, dass man nicht den formalen Bildungsabschluss als Grundlage für seine Ungerechtigkeitsurteile nehmen sollte, sondern den tatsächlichen gesellschaftlichen Wert der Tätigkeit, die jemand ausübt, kommen große Teile unserer bildungshysterischen Gesellschaft nicht. Oder sie fragen gar nicht mehr, ob die ungerecht Benachteiligten sich auch so fühlen, ob sie was anderes hätten machen wollen oder ob sie mit ihrem Leben so, wie es ist, zufrieden sind.

Auch die Idee, dass man durch eine Einheitsschule mehr soziale Gerechtigkeit oder Bildungsgerechtigkeit schaffen könnte, ist längst eindeutig widerlegt worden. Helmut Fend hat mit Bedauern festgestellt, dass es keine Unterschiede zwischen einem gegliederten und einem Einheitsschulsystem bezüglich der sozialen Gerechtigkeit gibt.¹¹ Die angestrebten Abschlüsse von Lehre, von Fachhochschule und von Hochschulen verteilen sich – egal welche Schulform – immer ähnlich nach dem Bildungshintergrund der Eltern. Also auch an einer Gesamtschule findet diese „Selektion“ statt. Muss ja auch, solange das Leistungsprinzip gilt. Vielleicht denkt man auch mal daran, dass es unterschiedliche Interessen an Berufen und Lebensweisen geben kann, darf und soll – nicht ein jeder dieser Entwürfe benötigt das Abitur. Es liegt nicht immer an Begabung und IQ.

In Finnland gibt es so wenig Arbeiterkinder an den Unis wie nirgends sonst in der Europäischen Union, trotz eines lückenlosen Gesamtschulsystems.¹² Vermutlich haben sie die strengen Aufnahmeprüfungen dort nicht geschafft. In Großbritannien kann man einen Schulabschluss an einer Gesamtschule auch mit vielen schlechten Noten auf den Zeugnissen bekommen. Wird das Sitzenbleiben in Einheitsschulsystemen abgeschafft, hat man keine zweite Chance für den Rest seines Lebens: man muss sich mit einem zufällig miserablen Zeugnis das ganze Leben lang zufrieden geben.

Viele Länder, die ein konsequentes integriertes Gesamtschulsystem haben, zum Beispiel USA und Peru, sind bei PISA deutlich schlechter als Deutschland. Und das Schicksal der „Restgruppe“ in der Gesamtschule (ein Begriff, der an nordrhein-westfälischen Gesamtschulen kursiert, also jene, die mit den Anforderungen der Gesamtschule trotz Förderangebot nicht zurechtkommen) ist auch an deutschen Gesamtschulen problematisch, da sie mangels multiprofessionellem Personal und wegen zu großer Schulklassen vom Lernfortschritt abgehängt werden müssen. Manchmal aber auch schlicht mangels Fähigkeit und Interesse.

Die Abiturnoten werden im Zuge der Gerechtigkeitsdiskussion „natürlich“ alle besser, genauso wie die Hochschulnoten alle eine

Eins vor dem Komma haben (mit Ausnahme der Staatsprüfungen). Wir wissen, dass sich dahinter kein Leistungsfortschritt verbirgt. Schuld daran ist einmal die vollständige Transparenz der Prüfungsanforderungen¹³ sowie die „Kompetenzorientierung“, die es in vielen Fächern (nicht allen) erlaubt, mit gesundem Menschenverstand die Aufgaben zu lösen, ohne dass fundiertes und verstandenes Wissen vorhanden ist. Genauere Untersuchungen des Leibniz-Instituts Kiel im Jahre 2015 zeigten,¹⁴ dass die wesentlichen Grundlagen – z. B. in Mathematik – bei den meisten Abiturienten bzw. Studierenden *nicht* vorhanden sind. Unsere einzige Hoffnung ist, dass die besonders Guten und Interessierten, die in keinem Land der Welt mehr als einige Prozente ausmachen, sich durch kein Schulsystem der Welt wirklich verbiegen lassen. Und auch nicht die, für die die akademischen Anforderungen in unserem Schulsystem subjektiv unsinnig sind.

ABSTIEGSÄNGSTE BEI ALLEN

Fend hat in seiner Längsschnittstudie aber auch festgestellt,¹⁵ dass die Auf- und Abstiege, gemessen am Schulabschluss der Eltern mit und ohne Abitur und dem Abschluss ihrer Sprösslinge, nicht vollständig von dem elterlichen Hintergrund determiniert werden. Bei Eltern ohne Abitur machen ungefähr 31 % bzw. 37 % der Töchter bzw. Söhne Abitur, bei den Eltern mit Abitur gibt es 39 % der Töchter und 33 % der Söhne, die keines haben. Viel mehr an Durchlässigkeit und sozialer Mobilität wird man durch kein Schulsystem erreichen können.

OECD-Daten werden nur dann zitiert, wenn sie die eigene Ideologie bestätigen. Dass Deutschland innerhalb der OECD die höchste Bildungs-Abstiegsquote hat unter den 24- bis 64-Jährigen, deren Bildungsabschluss niedriger ist als der ihrer Eltern, wird schnell vergessen.¹⁶ Das würde ja bedeuten, dass ein gegliedertes System doch flexibel ist, also alle ihre Chancen haben. Die Abstiegsquote macht in Deutschland ungefähr 17,9 % aus. Deutschland ist damit Spitzenreiter vor Schweden und Dänemark.

Wegen der hohen Abstiegsquote in Deutschland, also der großen sozialen Durchlässigkeit unseres gegliederten Systems, ist denkbar, dass die bildungsbeflissenen Eltern Deutschlands vor dem „Abstieg ins Handwerk“ oder in „niedrige“ Abschlüsse besonders viel Angst haben.

Auf der anderen Seite scheint es auch eine Angst des Prekariats davor zu geben, allein nur mit Bildung den Aufstieg schaffen zu müssen. Der Parteienforscher Franz Walter (auch bekannt wegen der Untersuchung der Pädophilie-Bewegung innerhalb der Grünen in den 1980er-Jahren) hat in einer entsprechenden Studie zum Prekariat geschrieben: „[...] denn Bildung war ja der Selektionshebel, der sie in die Chancenlosigkeit hinein sortiert hatte. Bildung bedeutet für sie infolgedessen das Erlebnis des Scheiterns, des Nicht-Mithalten-Könnens, der Fremdbestimmung durch andere, die mehr gelesen haben, besser reden können, gebildeter aufzutreten vermögen.“ In der Tat: Diese Fähigkeiten sind nicht für alle Berufe sinnvoll. Walter schreibt weiter: „[...] für sie selbst heißt die Konzentration staatlicher Anstrengungen auf Bildung statt sozialer Transfers die Verfestigung von sozialer Labilität, ja Marginalisierung. Ganz illusionslos sehen sie, dass es für sie nicht eine einzige plausible Idee für ein sozial gesichertes und respektables Leben in den nächsten Jahrzehnten gibt.“¹⁷

30 % Studienabbrecher – Folgen des Akademisierungsdünkels

Offenbar denken Deutschlands Politiker auch selten an die zeitweise rund 30 % Studierenden (zum Beispiel Bielefeld, stabil überall um die 20 %), die ihr Studium nicht abschließen können. Manchmal mangels Interesse, manchmal mangels Fähigkeit. Wenn man den Eltern die Schulwahl überlässt, wird die soziale Schere auch nicht weniger geöffnet, da vor allem nicht daran gedacht wird, dass für ein erfolgreiches Abitur und einen wirklich erfolgreichen Hochschulabschluss auch Interesse an praxisfernen theoretischen Problemen existieren muss. Jede Gesellschaft braucht von solchen Menschen einen gewissen kleinen Prozentsatz – die anderen könnten

mit einem Realschulabschluss (historischer Begriff „denkende Praktiker“) oder einem „Produktionsschulabschluss“ (nach dänischem Vorbild) ebenso ihren Beitrag zu dieser Gesellschaft leisten – und sie dürfen je nach Anstrengung selbstredend mehr verdienen als manche Akademiker.

Gesamtschulsysteme sind teurer

Vollends verdrängt wird die Tatsache, dass Gesamtschulsysteme teurer sind als ein gegliedertes System. Erstaunlicherweise kommen hin und wieder Wirtschaftswissenschaftler und Bildungsökonominnen zu einem gegenteiligen Ergebnis, was man sich leicht vorstellen kann, weil diese meist nur die Interessen des jeweiligen Schulträgers, also der Gemeinde oder Stadt, vertreten. Da kann es schon einmal vorkommen, dass es besser ist, *ein* Gebäude zu betreiben als *zwei*, die auseinander liegen. Bezogen auf die Personalsituation, die nicht (unbedingt) in hundertprozentiger Hand der Schulträger liegen muss, ergibt sich, das im OECD-Mittel auf 16 Lehrpersonen eine Vollzeitstelle als pädagogisch unterstützendes Personal kommt und auf 9 Lehrpersonen eine Vollzeitstelle als administratives Personal.¹⁸ Haben wir das in Deutschland erreicht – nein. An der Umfrage hat Deutschland übrigens nicht teilgenommen. Deutschland muss jetzt noch sehr viel investieren, um durch die gestiegene Heterogenität, die eine Erschwerung der Arbeit von Lehrkräften bedeutet¹⁹ und auch das Lernen der Schüler erschwert, die nötige multiprofessionelle personelle Ausstattung zu sichern.

Wie stark dieser Tatbestand – die durch Heterogenität der Schülerschaft notwendig werdende Kostenexplosion – verdrängt wurde, konnte man auch an empirischen Untersuchungen sehen. Zum Beispiel an IGLU 2011, erschienen im Waxmann-Verlag. Auf Seite 143 stellt sich heraus, dass in Finnland, Dänemark und Niederlande, die besser abgeschnitten haben als Deutschland, zwar überall die gleiche Schulklassengröße existiert, dass aber fast 100 % der finnischen Lehrer sagen, dass sie Spezialisten für die Leseförderung zur Verfügung haben, und zusätzlich geben 73 % auch noch an, weitere

Hilfskräfte, also z.B. Assistenzlehrkräfte, zu haben. In Deutschland sind es gerade mal 34 % bzw. 20 %, die diese Frage bejahen. Diese Ergebnisse hat die genannte Publikation allerdings in die Fußnote verbannt.²⁰

Man kann ein interessantes Fazit ziehen: Die Schulreformen mit der Wirkungsbehauptung des „längeren gemeinsamen Lernens“ haben keinen Einfluss auf die unterschiedliche Schichtallokation gehabt, also nirgendwo die sogenannte Bildungsgerechtigkeit hergestellt. Das war eine Illusion des 19. und 20. Jahrhunderts, stark geprägt vom Industriezeitalter. Die Voll-Akademisierung sollte die Gerechtigkeit bringen, hat sie aber nirgends. Darüber hinaus finden der Akademisierungswahn und der Versuch, alle unter einem Dach zu beschulen, unter den falschen Rahmenbedingungen statt. Das könnte nur mit mehr Personal gelingen.

Ob es gelingen sollte, darf man bezweifeln: Es führt kein Weg daran vorbei, dass nicht nur unterschiedliche Begabungen, sondern auch krass unterschiedliche Interessenslagen großer Teile unserer Bevölkerung für die Funktionalität der schulischen Allgemeinbildung ausschlaggebend sind. Im Klartext: Viele wollen in Wirklichkeit keine echt akademische Bildung – sie wollen Respekt und Ansehen. Die Botschaft, dass es in einem gegliederten System sehr unterschiedliche Wege in die Realität geben könnte und dass man damit jedem Individuum seine optimalen Chancen eröffnen könnte, ist durch den Akademisierungswahn von Bildungsökonomern (dem „politisch ökonomischen Komplex“) und Gesellschaft schwer gestört. Niemand hat heute die freie Wahl, sich bewusst als Jugendlicher für einen handwerklichen Beruf (zum Beispiel Dachdecker) zu entscheiden. Alle Beratungen eröffnen den Druck auf eine weitere Akademisierung. Und glauben auch, dass man mit dieser Akademisierung die Welt besser bewältigen könnte. Was man ja erst einmal beweisen müsste. Eine Anpassung an modernes Denken und an moderne Technik wäre ohne Frage auch in Hauptschulen möglich gewesen und war sie auch. In Dänemark gibt es seit den 1980er-Jahren sogenannte „Produktionsschulen“, das heißt Ausgliederun-

gen aus einem Gesamtschulsystem für diejenigen, die für die Bewältigung des Lebens lieber handeln und konkrete Dinge tun möchten, was alle brauchen, als Probleme theoretisch zu wälzen, die niemand hat.

DIE WISSENSCHAFTLICHEN AXIOME, DIE ZUM DESASTER DES AKADEMISIERUNGSWAHNS FÜHREN

Es gibt eine Reihe von folgenschweren Axiomen, die auch noch alle wissenschaftlich falsch sind. Im Einzelnen:

1. Der Glaube an die pädagogische und psychologische Machbarkeit („erzieherischer Machbarkeitswahn“²¹), an vereinfachte Sozialisations- und Lerntheorien. Keine dieser Thesen hat sich in der Form, in der sie im politischen Diskurs eine Rolle spielt, bewahrt.

2. Die Förderillusionen, die insbesondere in den vielen Stiftungen gehegt und gepflegt werden (müssen), sind eine Folge des erzieherischen Omnipotenzwahns. Ein Beispiel: Die kabarettistische und journalistische Arroganz gegenüber dem Betreuungsgeld ist fachlich und sachlich natürlich nicht angemessen. Wenn wir alle Kinder aus belasteten Elternhäusern in die Vorschulerziehung schicken, dann müssen 5 Kinder dort gefördert werden, damit bei 1 Kind ein Erfolg zu erreichen ist. Bei einem so genannten NNT von fünf (needed number to treat – ein statistisches Effektivitätsmaß) kann niemand mit ehrlichem Gewissen jemanden zur Vorschulerziehung für sein Kind zwingen. Es könnte auch zu der Mehrheit gehören, die davon nicht profitiert.²²

3. Es geht bei der Begabungsgerechtigkeit nicht nur um „Begabung“, sondern um Habitus oder Eignung, um Interesse und Motivation – das ist nicht identisch mit dem IQ. Warum soll übrigens ein Bauarbeiter auf die Uni, weil er einen IQ von 130 hat? Wieso ist der IQ von 130 beim Installationsmeister eine „Verschwendung von Begabung“? Auf diese Frage habe ich noch nie eine überzeugende Antwort gehört.

4. Vollends lächerlich ist die Idee, dass der oberste Bildungsabschluss alle unteren Bildungsabschlüsse inkludiert, das heißt, wer einen Hochschulabschluss hat, könnte mit allem, was an Abschlüssen unterhalb eines Hochschulabschlusses liegt, bezogen auf die Allgemeinbildung, erfolgreich umgehen. Das ist nirgends bewiesen. Es kann in der Tat ein Hochschulabsolvent mit Promotion in Soziologie, der keine Arbeit findet (und davon gibt es eine ganze Reihe), bei der Altenpflegeausbildung durchaus nur eine durchschnittliche Note haben oder sich schwertun, die vielen Fakten aus dem medizinischen Bereich zu behalten. Nur wegen des Abiturs kann man niemandem den theoretischen Teil der Berufsschulausbildung erlassen. Wer denkt, Abi oder Hochschulabschluss umschließe alle anderen Fähigkeiten und Kompetenzstufen, liegt falsch. Das würde nur stimmen, wenn sich jene durchsetzen, die nur drei Grade des Akademischen kennen: Gymnasium = hoch, Realschule = mittel, Hauptschule = niedrig. So war es nie gedacht – es sollten ursprünglich völlig unterschiedliche Wege in die Realität sein. „Hölderlin“ sollte nicht in drei Schwierigkeitsstufen vom Gymnasium bis zur Hauptschule absteigend angeboten werden – sondern u. U. nur in einem literarischen Zweig des Gymnasiums.

5. Ein weiteres folgenschweres Axiom ist die Behauptung, dass man die bildungsrelevanten Fähigkeiten in höherem Lebensalter besser prognostizieren könnte als beim Übergang von der Grundschule in die weiterführenden Schulen. Man geht dann davon aus, dass man 2 oder 3 Jahre später (also mit 13 oder 15 Jahren statt mit 10 Jahren) deutlich besser prognostizieren könnte, was aus einem Menschen wird (ausgerechnet in der Pubertät!). Nun, einem Statistiker müsste man da natürlich eine Menge Zahlen noch nachliefern. Denn Fakt ist auch, dass man mithilfe selbst des Reifezeugnisses (im Alter von 18 Jahren) die Noten am Ende des Studiums ebenfalls nur mit einer mittleren Korrelation prognostizieren kann – genauso sicher oder unsicher, wie mit den Grundschulempfehlungen das Abi zu prognostizieren ist. (Auch brechen rund 30 % das Studium ab.) Der Mensch ist immer unprognostizierbar, weshalb die Korrigier-

barkeit und Durchlässigkeit aller Bildungs- und Berufsangebote im späteren Lebensweg wichtig sind.

Die pädagogischen Machbarkeitstheorien sind empirisch falsch. Ein komplexes Wirkungsgefüge, das nur zur Hälfte aufgeklärt ist, macht alle pädagogischen und bildungspolitischen Maßnahmen zum Stochern im „Unbekannten mit unbekanntem Ausgang“.²³ Wer einen erzieherischen Machbarkeitswahn predigt, produziert Schuldgefühle bei allen Beteiligten. Letztlich bei dem Educandus selbst, der sich als unveränderbar und schwer erziehbar fühlen muss und der dadurch eine negative Perspektive auf das Leben bekommt.

Abiturienten mit einer 1,0 auf dem Abi-Zeugnis haben – einer hessischen Untersuchung zufolge²⁴ – einen IQ von 115. Aber Abiturienten mit einem IQ über 130 haben einen Notenschnitt von 2,6 – für heutige Verhältnisse also eher schlecht. Man sieht also, das nicht nur Intelligente in der akademischen Ausbildung gefördert werden, sondern überwiegend ein akademischer Habitus, eine „Kultur“ des Akademikers, ein Rollenschema des sogenannten „Gebildeten“, der sich mehr oder weniger durch besondere Umgangsformen und „Kommunikationsförmlichkeiten“ auszeichnet. Ein Schüler mit einem IQ von 130 auf der Hauptschule ist kein Verbrechen oder eine Entfaltungshinderung. Wer sagt, der könnte noch „was Besseres machen als Maurer“, gibt eine schlichte Berufsdiskriminierung oder einen Akademisierungsdünkel von sich.

Man könnte etwas böse formulieren, dass zur politischen Beruhigung von aufstiegsorientierten und abstiegsängstlichen Kleinbürgern, die bei dem Satz erschauern: „Möchtest du einen Sohn haben, der Bauhilfsarbeiter ist?“, die Akademisierungshysterie eingeredet wird, damit sie sich mit den Parteien, die dieses unterstützen, besser identifizieren können. Motto: „Wir nehmen Dir deine Abstiegsängste.“

DIE BESCHLEUNIGUNG DES AKADEMISIERUNGSWAHNS DURCH NIVEAUSENKUNG

Um die Aufstiegswünsche und Abstiegsängste des Kleinbürgers oder „Bildungsspießers“ zu zerstreuen, werden in Deutschlands Schulen zunehmend Überlegungen angestellt, das Niveau so weit zu senken, dass niemand fürchten muss, zu scheitern: Das Sitzenbleiben soll abgeschafft werden, Abschulungen werden verboten, zieldifferentes Lernen ermöglicht, damit jeder, der einmal auf dem Gymnasium ist, auch immer dort bleiben kann. Die Ungeeignetheits-Symptome vieler unserer Schüler und Schülerinnen werden sehr ernst genommen und deren Ursachen werden mehr oder weniger abgeschafft: So hört man an Unis, dass man mehr Praxis brauche oder „nicht so viel über den Kopf“ machen sollte, man sieht infantile Rollenspielen wie den Erzählstein und Vorstellungsspielchen, die die Angst davor nehmen sollen, dass hier geistige Anstrengung verlangt wird, und schließlich auch immer wieder Überlegungen zur Abschaffung von Wettbewerb in jeder Form. Eltern geben ganz unumwunden zu, dass sie es nicht mehr ertragen wollen, dass ihre Kinder „mit einer Fünf blamiert“ werden und deswegen an sozialem Ansehen verlieren.

In diese Rubrik fällt denn auch die Petition einer Mutter, die Bundesjugendspiele abzuschaffen, weil sich ihre Zöglinge dann blamieren könnten, wenn andere besser sind, was man insbesondere dann verhindern möchte, wenn „die anderen“ in Mathe und Deutsch nicht so gut sind. Sport sei ja Veranlagungssache – ach ja, und Mathe und Deutsch nicht? Daraus folgt messerscharf, dass man überhaupt keine sozialen Vergleiche mehr machen sollte und sie verhindern muss, damit niemand zur Entdeckung gezwungen wird, dass es andere gibt, die tatsächlich besser sind als er / sie selbst in einer bestimmten Tätigkeit. Den Satz: „Dazu bin ich nicht geeignet und ich bewundere X und Y, dass sie das so gut können“, hört man immer seltener. Das überall „aufgeblähte Ich“ trägt keine Niederlagen.

DIE EINHEITSSCHULE SCHÜTZT DEN AKADEMISIERUNGSDÜNKEL

Man kann das Gefühl haben, dass die Bildungsmittelschicht sich durch bestimmte Maßnahmen den Abstand zum gemeinen Volk sichern möchte. Das wird natürlich nicht als bewusste Überlegung geäußert, als rationale pädagogische Maßnahme, sondern es geschieht kollateral, es wird im Unbewussten gehalten. Parallel mit vordergründig rationalen Maßnahmen, z. B. der Einrichtung von Einheitschulen – sie sollen Bildungsgerechtigkeit, gemeinsames Lernen, Standortsicherung sein, alles schöne rationale und humane Ziele – geschehen kollateral Prozesse, die Bildungsdünkel und Überheblichkeit der höheren akademischen Bildung fördern.

Als es noch überall Hauptschulen gab, konnten Trautwein, Baumert und Maaz²⁵ schreiben: „An Hauptschulen konzentrieren sich solche Schülerinnen und Schüler, denen die relativ abstrakten akademischen Anforderungen, wie sie generell die modernen Schulen kennzeichnen, prinzipiell keine adäquaten Entwicklungsaufgaben und Entwicklungskontexte bieten.“ Die „relativ abstrakten akademischen Anforderungen“, von denen man bei einigermaßen Verstand wissen musste, dass sie bestimmte Schülergruppierungen zum Scheitern verurteilen, werden nun mit romantischen Vokabeln verbrämt („gemeinsam Lernen“ – „Binnendifferenzierung“ – „individuelle Förderung“) durch die Hintertür in Gemeinschafts-, Sekundar- und Gesamtschulen eingeführt. So lernen sie dann täglich: „Wir gehören zu den Schlechten“, während sie vorher, auf den Hauptschulen, lernen konnten, dass sie anders ausgebildet werden und andere Berufe ergreifen können. Jetzt wird ihnen erst einmal flott gezeigt, dass sie an den Kriterien für Akademiker scheitern müssen. Das schützt den akademischen Dünkel.

Im Laufe der Jahre entwickelten sich eine Reihe von Techniken, wie man im „gemeinsamen Lernen“ dem gemeinen Volk zeigen konnte, dass es nicht so gut ist wie der Nachwuchs der bildungsorientierten Mittelschicht. Diese setzt in der Einheitsschule ihre eigenen subkulturellen Kriterien, um ihren eigenen kulturellen Status zu sichern.

1. Maßnahme: Mündliche Mitarbeit wichtig machen

Wir bewerten die mündliche Mitarbeit und die Präsentabilität des Schülers bei unterrichtlichen Frage- und Antwortleistungen. In einigen Bundesländern zählt die mündliche Mitarbeit und damit natürlich auch der „mündliche Ausdruck“ in allen Fächern (auch in den naturwissenschaftlichen) als ein besonders wichtiger Beitrag (50 % bis zu 100 %) zur Zeugnisnote. Dadurch erschwert man das Schulleben derjenigen, die ihre Leistung weniger gut in Worte packen können. Das sind zum Teil naturwissenschaftlich und handwerklich interessierte Menschen und befördert diejenigen, die sprachlich mehr Talent haben. Diese haben dann in allen Fächern Vorteile. Kein Wunder, das Mädchen, die nachgewiesenermaßen sprachlich begabter sind als Jungen, von dieser Art der Notenfindung mehr profitieren.

2. Maßnahme: Schulfächer für den Nachwuchs der Bildungsschicht vermehren

Wir reduzieren handfeste Schulfächer und Realien (Erdkunde, Technik, Mathematik, Chemie, Biologie, Werken, Hauswirtschaft, praktische Pflege, praktische Erziehungskunde, praktische Informatik, etc.) – es könnte ja sein, dass in solchen, auf technische und praktische Intelligenz gemünzten Fächern die Bildungsunterschicht besser sein könnte als die aufstiegsorientierte Mittelschicht, die sich ja mehr für sprachdominierte Branchen wie Kultur, Medien, Kommunikation, Kunst, Literatur etc. interessiert. In der Tat gab es in Nordrhein-Westfalen noch Anfang der 2000er-Jahre einen Versuch, alle Naturwissenschaften in einem Fach zusammenzufassen, damit deren Anteil bei der Notenfindung nicht so groß ist (rational getarnt als Ähnlichkeit und Nutzlosigkeit). Merke: Laberfächer begünstigen den Nachwuchs der Bildungsmittelschicht. Damit das auch so bleibt, wird in einigen Bundesländern, z. B. im Chemie-Unterricht, auch die Kommunikation über Chemie stärker gewichtet als die fachlichen Chemie-Leistungen oder die Teamfähigkeit oder ähnliches.

3. Maßnahme: Wir beurteilen Kompetenz statt verstandenes und präsentenes Wissen

Der Biologiedidaktiker Hans Peter Klein hat gezeigt, dass Leistungskursklausuren im Paradigma der „Kompetenzorientierung“ auch von Laien (d. h. Schüler im 9. Schuljahr ohne LK Biologie) bestanden werden können. Kompetenz heißt nämlich: nichts oder gar nichts wissen, weshalb alles Wissen schon in den Klausuren genannt wird – es kommt nur auf die Kompetenz „Nachdenken-Können“ an. Es ist möglich, dass die Bildungsunterschicht mit dieser „Inkompetenzkompensationskompetenz“²⁶ nichts anfangen kann – weil ein solcher Ansatz kulturfremd ist. Käme es auf verstandenes Wissen an, könnten ja die ehemaligen Hauptschüler besser sein, weil sie z. B. ein besseres Gedächtnis haben könnten. Viele Menschen können Wissen und auch die Kritik des Wissens schlicht und einfach besser im Gehirn speichern. Dadurch hätten sie ja unter Umständen Vorteile bei einer anschließenden mündlichen oder schriftlichen Prüfung. Kompetenzorientierung kommt den wirklichen „Könnern“ nicht entgegen.

4. Maßnahme: Unterrichtsformen durchsetzen, die dem Nachwuchs der Bildungsschicht besser liegen

Alle „modernen“ Unterrichtsmaßnahmen (sie sind natürlich nicht neu, sondern alle mindestens hundert Jahre alt) – selbständiges Lernen, Projektarbeit, schülerkontrollierter Unterricht, eigenständiges Lernen, Gruppenarbeit etc. – favorisieren den Nachwuchs der Bildungsschicht. Stattdessen sollte man es mal mit „direct instruction“, einer Form des lehrerzentrierten Unterrichts, versuchen.²⁷

Die moderne Schule – als Träger der oben genannten diskriminierenden Maßnahmen gegenüber Schülern, denen die „abstrakten akademische Anforderungen“ nicht liegen – sorgt also für flankierenden Schutz des Akademikerdünkels. Sie arbeitet wissentlich oder unwissentlich an der Zerstörung der Facharbeiterkultur. Sie hilft auch den schwächeren Sprösslingen der aufstiegsorientierten Bildungsschicht, in den Genuss von „Pöstchen“ mit Dünkelerlaubnis zu

kommen. Sie verhindert die Entdeckung und Entfaltung exzellenter Facharbeitspersönlichkeiten zugunsten akademischer Bürohengste und -stuten.

In der Küchensoziologie endet „das Gemeinsame“ in der Schulklasse. Eine Einheit darunter, also unterhalb der „Gruppe“, ist nicht ihr Thema. Wenn alle in einer Klasse sind, ist der finale Endpunkt der Gerechtigkeit erreicht. Jeder Psychologe oder Sozialpsychologe müsste aber zugestehen, dass gerade dann, wenn man zusammen in einer Schulklasse ist, der „clash of cultures“ oder der „soziale Vergleich“ („social comparison“²⁸) erst anfängt. Was man vorher eine „institutionelle Diskriminierung“ genannt hat, wird nun eine „soziometrische“, eine informelle Diskriminierung²⁹ – und vor allen Dingen eine scheinheilige Leistungsdiskriminierung. Wer früher auf einer Hauptschule war, wird in einer „gemeinsamen“ Lernklasse mit allen Gymnasialschülern natürlich immer bei den schlechtesten bleiben, denn er hat so gut wie keine Chance, der / die Beste in seiner Schulform zu werden, weil es immer dann wieder andere gibt, die besser sind.

Diese soziometrische Diskriminierung erreicht man zum Beispiel durch alle Maßnahmen der Binnendifferenzierung: z. B. durch unterschiedlich schwere Aufgabenzuweisung an verschiedene Schüler (zielfifferentes Unterrichten), durch das Loben für die Zielerreichung von einfachen Zielen (individuelle Norm), wenn andere schon weiter sind, durch unerbetene Hilfeleistungen etc. Das sind Signale, die mit der Binnendifferenzierung verbunden sind und seit etwa 1984³⁰ bekannt sind. Maßnahmen dieser Art werden von Schülern als Signale der Demotivation verstanden. Betroffene nehmen an, dass die Lehrkraft sie für unbegabt hält und das führt zur Resignation.

Infolge dieses Etikettierungsprozesses führt der soziale Vergleich zu einer soziometrischen Diskriminierung, die so brutal ist, dass soziometrische Untersuchungen bis etwa Anfang der 2000er-Jahre in sämtlichen Bundesländern verboten waren. Empörung und Androhung juristischer Schritte seitens fassungsloser Eltern haben zur Tabuisierung eines weltweit anerkannten Messinstrumentes geführt –

und dazu, dass man heute das „gemeinsame“ Lernen blauäugig und illusionär diskutiert. Auf die Frage, „Neben wem möchtest du nicht sitzen?“ (eine typisch soziometrische Frage, um Ablehnungen zu erfassen), kann man einzelne Schüler und Schülerinnen in jeder Schulklasse herausfinden, die von 15 bis 20 anderen abgelehnt werden, ohne dass irgendjemand wirklich weiß, dass ein derartiges subtiles und schmerzliches Diskriminierungsgeschehen in der Schulklasse passiert, weil alle „die Gruppe“ für ein Heilmittel für alle möglichen Schwierigkeiten halten und das „Gemeinsam-Sein“ für nicht hinterfragbare Harmonie halten.

Verräterisch ist auch das, was ein Leser im Juli 2010 in der Neuen Westfälischen Zeitung über das Gemeinschaftsschulsystem in Finnland geschrieben hat: „Der Ertrag eines solchen Systems ist die höhere Akzeptanz von Unterschieden, nicht ihre Einebnung. Auch in Finnland gibt es Menschen, die als Ingenieure arbeiten und solche, die den Müll entsorgen.“ Zuvor hatte er für die Gesamtschulen Finnlands nochmal hervorgehoben: „Es geht vielmehr um individuelles Fördern auch der Leistungsstarken, auch in Gruppen.“ D. h. also, das organisierte Verlieren derjenigen, die sich bei uns früher möglicherweise eher in Hauptschulen und Realschulen getroffen haben, hat Methode. Man möchte, dass der eigene Nachwuchs in einer bewertungsrelevant auf ihn zugeschnittenen Schulumgebung gute Noten bekommen kann. Die Leistungskriterien der Bildungsmittelschicht werden zu einzig gültigen Maßstäben. Die Vernichtung der Schulsysteme Hauptschule und Realschule mit anderen Leistungskriterien dient der Existenzsicherung des eigenen Nachwuchses, indem eine lästige Konkurrenz, die etwa mit anderen Leistungen zu einem ebenso großen Finanz- und Lebenserfolg hätte kommen können, aus dem Weg geräumt wird. Die „Anderen“ sollen möglichst schon von Schulanfang an daran gewöhnt werden, dass sie unterlegen sind. Hier wird der Akademikerdünkel zur sozialen Waffe.

Zugegebenermaßen ist dies eine bösertige Interpretation. Und das sollte sie auch sein und das ist auch gut so.

MÜSSEN WIR PARASITÄRE BILDUNGSELITEN FÜRCHTEN?

Der Begriff „parasitäre Bildungseliten“ stammt nicht vom Verfasser, sondern von einer internationalen Gruppe von Autoren, die schon vor vielen Jahren über diesen Begriff geforscht hat.³¹ Es ging in der Arbeit um Entwicklungsländer, in denen jene, die in Europa studiert hatten, sich ein schönes Leben in der Heimat gemacht haben, ohne entsprechend dafür Leistung zu liefern. Sie hatten in Europa studiert, um ihr Land voranzubringen. Sie wollten das Leben in den Entwicklungsländern so führen, wie es die Akademiker in Europa getan haben. Sie haben mehr Wohlstand verbraucht, als sie geschaffen haben. Sie haben offenbar in Europa gelernt, dass Bildung mehr ein „Sein“ ist und nicht etwas, was man in einen gesellschaftlichen Beitrag zum Wohle des Ganzen einsetzen muss.

Dazu passt auch, dass in einer aktuellen Studie festgestellt wird, dass Akademiker Schichtarbeit und Überstunden scheuen und dass die Geringqualifizierten hier deutlich mehr in Kauf nehmen.³² Ach ja, wenn man so etwas Wertvolles ist wie ein Akademiker, sollte harte Arbeit auf ein Minimum beschränkt werden ...

Man kann schon davon ausgehen, insbesondere wenn man die überbordenden, hysterischen und euphorischen Abi- und Uni-Feiern betrachtet, dass unsere Abiturienten und Uniabsolventen an einem „aufgeblähten Selbst“ leiden. In der aktuellen Forschungsliteratur zur Sozialpsychologie ist häufig beschrieben worden, dass Menschen heute häufiger an folgenden Syndromen leiden: „hierarchisches Selbstinteresse“, „Dominanzorientierung“, „Narzissmus“, „überhöhtes Selbstwertgefühl“ oder „Egozentrik“. Alle diese Konzepte bedeuten, sie wollen besser sein als andere, ertragen es nicht, schlechter zu sein als andere, sie leiden an Abstandsneid, an Minderwertigkeitsgefühlen, wenn sie nicht mithalten können, sie können sich nicht bescheiden, sie können nicht zugeben, dass sie ein ganz normaler oder vielleicht sogar ein unterdurchschnittlich leistender Mensch sind.

Es ist schön, wenn jemand über „die Gebärde des Weinens in der mittelalterlichen englischen Literatur“ (Dissertationsthema in Saarbrücken in den 1960er-Jahren) forschen kann. Aber ist diese For-

schung lebenswichtig? Wessen Leben macht diese Arbeit lebenswerter?

Ein amerikanischer Hauptschullehrer, Redner auf einer Abschlussfeier seiner Highschool, hat am 1. Juni 2012 folgendes zu den Absolventen gesagt:

„Ihr seid verhätschelt und verwöhnt. Bildet Euch nicht ein, Ihr wäret etwas Besonderes. Denn Ihr seid es nicht. Selbst wenn es unter 1 Million Menschen niemanden gibt wie Dich, leben auf einem Planeten mit 6,8 Milliarden fast 7.000 Menschen, die genauso sind wie Du. [...] Wenn jeder eine Trophäe bekommt, werden Trophäen bedeutungslos [...].“

Ein erfülltes Leben falle niemandem in den Schoß, weil er ein netter Mensch sei oder weil Mutti es beim Partyservice bestellt habe.

„Klettert nicht auf den Berg, um dort eure Fahne zu pflanzen, [...] die Luft zu genießen und die Aussicht zu betrachten. Besteigt ihn, damit ihr die Welt sehen könnt, nicht damit die Welt euch sehen kann.“

In der Tat ist es so, dass „parasitäre Bildungseliten“ scoliforme, d. h. schulähnliche Arbeitsweisen erfinden, die nichts nutzen, wie zum Beispiel „Qualitätsanalyse“, „Qualitätsmanagement“ oder überhaupt die Idee der „Outputsteuerung“.³³ Eine wirtschaftliche Kopie des sog. „selbständigen Lernens“ – man darf tun, was man will, aber nachher gibt es die schlechten Noten, weil das, was man frei tun sollte, nicht richtig war. So konnte man sich auch die Unterschicht vom Hals halten, die dann freiwillig das Falsche getan hat. Die parasitäre Elite steigt wegen ihrer akademischen Abschlüsse in Posten auf, auf denen sie etwas tun müssen, von dem sie keine Ahnung haben (z. B. ein Germanist in die Geschäftsführung eines Raumfahrtunternehmens). Diese Art von „Eliten“ wissen natürlich nicht, wie etwas geht, sondern sie setzen nur Ziele und Fristen (wie Waldorf und Statler in der Muppet Show) und kassieren dafür ganz viel Geld. Das führt zu einer Aufblähung der Bürokratie und ist ziemlich teuer. Outputsteuerung und Qualitätsanalyse wird von Leuten gemacht, die nichts von der Sache verstehen, deshalb ist

beides unwirksam und fördert eine parasitäre Führungskultur. Die Gesellschaft braucht Macher und Macherinnen, Leadership (die Führung packt mit an und versteht etwas von den Problemen, kann sie selber lösen) statt parasitärer „Bosse“ und „Bonzen“ (die Führung sagt nur, was man tun soll – weiß aber nicht, wie, beurteilt dann wie ein Fußballzuschauer die Leistung der Mannschaft).

WAS TUN?

Zunächst einmal ist es ziemlich aussichtslos, wenn man einen laufenden Prozess gesellschaftlicher Art stoppen will. Ein Großteil der bundesdeutschen Bevölkerung hat sich daran gewöhnt, dass das gegliederte Schulsystem abgeschafft wird – teils ist es Resignation, teils demokratische Kompromissfähigkeit, die dazu führt, dass wir es dann ebenso machen, wie es die Regierung oder diverse NGOs mit Reformwunsch wollen.

Ist mehr aufklärende Werbung über alle Facharbeiterberufe angesagt? Schon. Aber Reklame machen auch die Hochschulen für Akademiker, und die Medien gehen auf diese Reklame der Hochschulen begeistert ein, man hat manchmal den Eindruck, als wenn den Universitäten und Hochschulen alles recht wäre, Hauptsache, die Anmeldezahlen stimmen. Oder sie steigen und begründen weitere Forderungen nach finanzieller Unterstützung. Es gibt also eine Konkurrenz der Werbung für Berufe, und da diese Werbung ohnehin immer ähnlich ist, kann man sagen, dass die Werbung für Facharbeiterberufe nur wenig bringen oder verändern wird.

Man kann heute (Ende 2015) vielleicht vermuten, dass die demografischen Probleme mithilfe von Einwanderung gelöst werden können, das heißt, der Facharbeitermangel wird erst recht niemanden unserer bildungsbeflissenen Mitbürger vom akademischen Studium des Nachwuchses abhalten. Die zugewanderten Fachkräfte müssen dann den Facharbeitermangel ausgleichen. Natürlich unterschätzt man damit das Konfliktpotenzial, die Destabilisierung und die grundlegende Schwierigkeit, Menschen aus anderen Kulturen in unsere Kultur zu integrieren.

Andere Lösung: Man könnte an allen Schulen Vergleichbares neben Unvergleichbarem lernen. Abschlusszeugnisse gibt es nicht mehr, sondern eine Mappe, in der man Zertifikate sammelt, über alles, was man gelernt hat – egal wo: bei der Feuerwehr, an der VHS, in der Schule, in einem Betrieb. Das Individuum, also Schüler und ihre Eltern, bilden selbstverantwortlich ein eigenes Bildungs-Profil und orientieren sich an dem, was in der Bildungslandschaft angeboten wird. Hierdurch sind ganz spezifische Bildungsbiografien möglich. Wie das organisiert werden soll, ist schwierig, aber machbar, wenn man bürokratische Regulierungswut bremst. Die Idee dahinter: Dem hierarchischen sozialen Vergleich, der zur Akademisierungsschwemme geführt hat, durch Spezialisierung entgehen. Entscheidungen über die Beschäftigung treffen allein Anstellungsträger – Schulen liefern durch ihre Zertifikate eine Information unter anderen für die Anstellungsträger. Sie wird dadurch als Selektionsinstanz weniger wichtig.

Wenn die Schulen und Hochschulen nicht selektieren, also die Akademikerschwemme nicht durch objektives Testen stoppen, dann wird die Selektion der Abiturienten und Uni-Absolventen durch Unis bzw. Arbeitgeber durchgeführt. Zeugnisse werden durch die Noten-inflation an Gymnasien und Unis wertloser als früher.³⁴ Man wird nicht mehr fragen: „Was hast Du für ein Zeugnis?“, sondern man wird durch ein Assessment-Center prüfen lassen, was der / die Betreffende tatsächlich kann. Das wird mehr Akademiker in ungeliebte „niedrige“ Berufe treiben – dann werden sie auch mehr Respekt vor „niedrigen“ Berufen bekommen.

Regelt der Markt den Akademisierungswahn? Es gibt Anzeichen dafür: In Nord-Schweden fand man keine Grubenarbeiter mehr – ein übler, dreckiger und anstrengender Job übrigens –, bis man deren Gehalt auf 6.500 € pro Monat angehoben hat. So könnte der Markt etwas fördern, was man nicht auf den allgemeinbildenden Schulen lernt: Engagement, Härte, Arbeitsbereitschaft etc.

Was auf jeden Fall zur Klärung und Eindämmung des Akademikerdünkels notwendig ist, wäre eine grundlegende fachdidaktische

Diskussion. In Zeiten der Globalisierung, in Zeiten des Internets und der kompletten Verfügbarkeit sämtlicher Informationen innerhalb weniger Sekunden für jeden kann man nicht mehr nach Lehrplänen unterrichten, die in ihrer Struktur im 19. Jahrhundert entstanden sind (auch die Kompetenzorientierung ist nicht moderner). Diese Anpassung an die moderne digitale Welt führt nicht dazu, dass man nun gar nichts mehr auswendig lernen müsste: Denn nach wie vor ist in vielen Fächern „präsenes Wissen“ für ein effektives Handeln unverzichtbar. Das gilt für das Reden in anderen Sprachen, das gilt für alle Natur- und Realwissenschaften, und das gilt für viele Gesundheitsberufe. Also sind Wissensklausuren bis hin zum Universitätsabschluss unverzichtbar.

Ein weiterer Vorschlag zur Begrenzung von Akademikerdünkel und -schwemme: Es geht um die vertikale Entwicklung jedes einzelnen Tätigkeitsbereiches. Ob man Friseur ist oder wird oder Mediziner – es gibt ein vertikales Bündnis zwischen unten und oben. Alle Tätigkeiten können bis auf das Hochschulniveau studiert werden – auch die Friseurkunst, auch die Müll-Beseitigung und -Verarbeitung, auch die Textilproduktion. Den Weg dorthin muss man mit Praxis anreichern. Ein großes Problem des akademischen Dünkels ist die Tatsache, dass er sich als Papier-Bleistift-Bildung in sitzender Tätigkeit entwickelt hat und den Weg der Bewährung an praktischen Problemen selten beschritten hat. Die Allgemeinbildung könnte ja mit beruflicher Bildung assoziiert bzw. verbunden werden. Oder anders ausgedrückt: Wir brauchen mehr Realität (Praxis) in unserem Ideal der Allgemeinbildung. Es reicht nicht, gute Präsentation und gute Kommunikation in allen Stufen des Bildungssystems zu fördern, sondern auch reale Leistungen für die Praxis. Interesse, Motivation, Einsatzbereitschaft muss auf allen Ebenen, auf allen Stufen und allen Formen jeweils gefördert werden. „Akademiker sein“ darf nie heißen: „ein bequemes Leben führen können“. Nicht wahr?

Man könnte sich ein Amphitheater als Modell für ein Schulsystem vorstellen – man steigt von unten (Elementarbereich) tätigkeitsorientiert auf, Stufe für Stufe, man kann nach links oder rechts

(oder rundum) auf jeder Stufe wechseln und ganz oben gibt es eine Berufsakademie für jeden der eingeschlagenen Wege. Das bedeutet dann: „Akademisierung für alle“ – aber genau dadurch wird dem Akademisierungsdünkel der Wind aus den Segeln genommen. Es gilt immer das kybernetische Sprichwort: „Only variety can destroy variety.“

Akademisierungswahn und Akademisierungsschwemme erweisen sich bei genauerem Hinsehen als durch einen Tätigkeitsdünkel und eine falsch verstandene Gerechtigkeitsvorstellung über lange Jahrzehnte konstruierte Schimäre, die zu einer Reihe von Dysfunktionalitäten unserer Gesellschaft geführt hat.

||| **PROF. (EM) DR. RAINER DOLLASE**

Abteilung für Psychologie, Universität Bielefeld

ANMERKUNGEN

- ¹ Haubl, Rolf: Neidisch sind immer nur die anderen: Über die Unfähigkeit, zufrieden zu sein, München 2004.
- ² Groos, Thomas / Jehles, Nora: Der Einfluss von Armut auf die Entwicklung von Kindern. Ergebnisse der Schuleingangsuntersuchung, Gütersloh 2015.
- ³ Aus einem FAZ-Artikel, Anfang der 2000er-Jahre.
- ⁴ Dollase, Rainer / Koch, Kai-Christian: Publikation i.V., 2016.
- ⁵ Bonin, Holger / Schneider, Marc / Quinke, Hermann: Zukunft von Bildung und Arbeit – Perspektiven von Arbeitskräftebedarf und -angebot bis 2020, in: IZA Research Report 9/2007.
- ⁶ Wisdorff, Flora: Tausende Akademiker arbeiten für Niedriglohn, in: Die Welt, 19.1.2014, <http://www.welt.de/wirtschaft/article123993919/Tausende-Akademiker-arbeiten-fuer-Niedriglohn.html>, Stand: 2.11.2015.
- ⁷ Kaiser, Tobias: Republik der bequemen Akademiker, in: Die Welt, 13.5.2015, http://www.welt.de/print/welt_kompakt/print_wirtschaft/article140945717/Republik-der-bequemen-Akademiker.html, Stand: 2.11.2015.
- ⁸ Dustmann, Christian / Puhani, Patrick A. / Schönberg, Uta: The Long-Term Effects of Early Track Choice, in: IZA Discussion Paper Series 7897/2014, <http://ftp.iza.org/dp7897.pdf>, Stand: 2.11.2015.

- ⁹ Helmke, Andreas / Jäger, Reinhold S. (Hrsg.): Das Projekt MARKUS. Mathematik-Gesamterhebung Rheinland-Pfalz: Kompetenzen, Unterrichtsmerkmale, Schulkontext, Landau 2002.
- ¹⁰ Wagner, Thomas: Hungerlohn für Akademiker, in: PISApus im Deutschlandfunk, 7.6.2014, http://www.deutschlandfunk.de/griechische-unis-hungerlohn-fuer-akademiker.1180.de.html?dram:article_id=288576, Stand: 2.11.2015.
- ¹¹ Fend, Helmut / Berger, Fred / Grob, Urs: Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück, Ergebnisse der LiFE-Studie, Wiesbaden 2009.
- ¹² GEO-Magazin, Februar 2011.
- ¹³ Dollase, Rainer / Koch, Kai-Christian: Publikation i.V., 2016.
- ¹⁴ Mehrheit der Abiturienten schlecht in Mathe, in: ZEIT, 25.3.2015, <http://www.zeit.de/karriere/2015-03/mathematik-abitur-studie-leibniz-institut>, Stand: 2.11.2015.
- ¹⁵ Fend / Berger / Grob: Lebenverläufe.
- ¹⁶ Arp, Susmita: Bildungsmythen im Fakten-Check: Deutschland, ein Land der Bildungsabsteiger?, in: Spiegel online, 25.10.2015, OECD Daten von 2012, <http://www.spiegel.de/schulspiegel/bildung-in-deutschland-oecd-statistik-im-fakten-check-a-1054154.html>, Stand: 2.11.2015.
- ¹⁷ Walter, Frank: Prekariat-Studie: Fatale Furcht ergreift die ewigen Verlierer, in: Spiegel online, 2.4.2009, <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/prekariat-studie-fatale-furcht-ergreift-die-ewigen-verlierer-a-616392.html>, Stand: 2.11.2015.
- ¹⁸ Schmich, Juliane: Kapitel 9: Ressourcen an Schulen und Unterrichtsbeeinträchtigungen, in: BIFIE-Report 4/2010: TALIS 2008: Schule als Lernumfeld und Arbeitsplatz. Vertiefende Analysen aus österreichischer Perspektive, Salzburg 2010, <https://www.bifie.at/buch/1179/9>, Stand: 2.11.2015.
- ¹⁹ Ulich, Eberhard / Inversini, Simone / Wülser, Marc: Arbeitsbedingungen, Belastungen und Ressourcen der Lehrkräfte des Kantons Basel-Stadt, Basel 2002.
- ²⁰ Bos, Wilfried / Tarelli, Irmela / Bremerich-Vos, Albert (Hrsg.): IGLU 2011 – Lesekompetenzen von Grundschulkindern in Deutschland im internationalen Vergleich, Münster 2012, https://www.waxmann.com/fileadmin/media/zu_satztexte/2828Volltext.pdf, Stand: 2.11.2015.
- ²¹ Dollase, Rainer: Grenzen der Erziehung, Düsseldorf 1984.
- ²² Vgl. Dollase, Rainer: Distanz zur Praxis als Entwicklungshindernis für den wissenschaftlichen Fortschritt in der frühkindlichen Sozialisation, in: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie 1/2015, S. 41-48.
- ²³ Brezinka, Wolfgang: Grenzen der Erziehung, in: Pädagogische Rundschau 5/1981, S. 273-306.

- ²⁴ Diehl, Walter: Hochbegabte sind in erster Linie Kinder und Jugendliche wie andere auch, Wiesbaden 2010, http://djaco.bildung.hessen.de/schule/allgemeines/begabung/Marburger_Hochbegabtenprojekt/Hochbegabte_sind_in_erster_Linie_Kinder_und_Jugendliche.pdf, Stand: 12.5.16.
- ²⁵ Trautwein, Ulrich / Baumert, Jürgen / Maaz, Kai: Hauptschulen = Problemschulen?, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 28/2007, S. 3-9, <http://www.bpb.de/apuz/30368/hauptschulen-problemschulen?p=all>, Stand: 2.11.2015.
- ²⁶ Brandtstädter, Jochen: Positive Entwicklung – Zur Psychologie gelingender Lebensführung, Heidelberg 2011.
- ²⁷ Hattie, John: Visible Learning, A synthesis of over 800 Meta-Analyses relating to achievement, London / New York 2009.
- ²⁸ Festinger, Leon: A theory of social comparison processes, in: Human Relations 2/1954, S. 117-140.
- ²⁹ Dollase, Rainer: Soziometrische Techniken, Weinheim, 2. Aufl, 1976; Dollase, Rainer: Grenzen der Erziehung, Düsseldorf 1984.
- ³⁰ Vgl. Meyer, Wulf Uwe: Das Konzept von der eigenen Begabung. Bern 1984.
- ³¹ Hanf, Theodor / Amman, Karl / Dias, Patrick: Erziehung – ein Entwicklungshindernis?, in: Zeitschrift für Pädagogik 23/1977, S. 9-23.
- ³² Presseinformation des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung: Überstunden, Schichtarbeit oder Termin- und Zeitdruck bei schwierig zu besetzenden Stellen häufiger, 19.5.2014, <http://www.iab.de/de/informations-service/presse/presseinformationen/kb1014.aspx>, Stand: 2.11.2015.
- ³³ Dollase, Rainer: Kritik der Qualitätssicherung – Bürokratische, sinnlose und sinnvolle Wege zu mehr Qualität, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik 3/2010, S. 296-311.
- ³⁴ Dollase, Rainer: Publikation i.V., 2016.

FACHKRÄFTEMANGEL UND FACHKRÄFTEÜBERSCHUSS

Wohin steuert der deutsche Arbeitsmarkt?

ROBERT HELMRICH / STEFAN WINNIGE ||| Arbeitskräfteangebot und -nachfrage treffen am Arbeitsmarkt aufeinander: Arbeitskräfte bieten ihre Qualifikationen an, Unternehmen haben einen bestimmten Bedarf an qualifizierten Mitarbeitern. Für Arbeitnehmer und Entscheider in Wirtschaft und Politik ist es wichtig, in welchem Verhältnis sich Arbeitsangebot und -nachfrage in einem Berufsfeld gegenüberstehen und ob mit einem Fachkräftemangel oder einem Fachkräfteüberschuss zu rechnen ist.

EINLEITUNG

Am Arbeitsmarkt treffen Arbeitskräfteangebot und -nachfrage aufeinander. Personen im erwerbsfähigen Alter bieten ihre Arbeitskraft entsprechend ihrer Qualifikationen an und Unternehmen fragen die entsprechend ihrem Bedarf qualifizierten Mitarbeiter nach. Im Idealfall stimmen diese beiden Größen mengenmäßig in etwa überein.¹ In diesem Fall sind weder Personen von unfreiwilliger Arbeitslosigkeit betroffen noch bleiben auf Seiten der Unternehmen offene Stellen unbesetzt. Für eine Vielzahl von Akteuren wie Unternehmen, Berufseinsteiger sowie politische Entscheider ist daher die Antwort auf die Frage wichtig, in welchem Verhältnis sich Arbeitsangebot und -nachfrage in einem Berufsfeld gegenüberstehen bzw. dies in Zukunft tun. Oder kurz gesagt: Gibt es einen Fachkräftemangel oder einen Fachkräfteüberschuss?

Als Grundlage für die Politikberatung entstand im Jahr 2007 das Kooperationsprojekt des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) und des Instituts für Arbeitsmarkt und Berufsforschung (IAB) der Bundesagentur für Arbeit zu „Qualifikations- und Berufsfeldprojektionen“ (QuBE), unter Mitwirkung des Fraunhofer-Instituts für Angewandte Informationstechnik (FIT) und der Gesellschaft für Wirtschaftliche Strukturforschung mbH (GWS). Das für diese Projektionen entwickelte Modell basiert auf empirisch ermittelten Verhaltensweisen. Dieses Vorgehen ermöglicht es, die Veränderungen am Arbeitsmarkt und deren Auswirkungen transparent darzustellen und eventuelle Fehlentwicklungen aufzudecken (für eine detailliertere Beschreibung der angewandten Methode siehe Methodenkasten S. 64). Grundsätzlich sei aber darauf hingewiesen, dass alternative Entwicklungen durchaus nicht auszuschließen sind und es in dem Projekt vor allem darum geht, Effekte und Wirkungsweisen aufzuzeigen, die sich durch eine Abweichung vom Bisherigen ergeben können. Die Ergebnisse des QuBe-Projekts bilden die Grundlage für die folgenden Ausführungen, insbesondere sollen Teile der Ergebnisse der 3. Welle des Projekts dargestellt werden.²

„Wohin steuert der deutsche Arbeitsmarkt?“ lautet die im Untertitel dieses Textes aufgeworfene Frage. Hierzu bedarf es einer Betrachtung der in Wissenschaft und Politik breit diskutierten Megatrends und deren Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt. Darunter sind die Globalisierung, der technologische Fortschritt, der demografische Wandel, der Zuwachs an akademischen Abschlüssen, die Ressourcenknappheit, Partizipation oder auch der Klimawandel.³ Manche dieser Trends wirken sich nur auf Arbeitsangebot oder -nachfrage aus, während andere beide Marktseiten beeinflussen. Einige Trends wirken stark, andere schwach; manche zeigen ihre Auswirkungen bereits heute, andere werfen erst nur ihren Schatten voraus. Zudem ist zwischen direkten und indirekten Wirkungen auf den Arbeitsmarkt zu unterscheiden. Da die Kürze dieser Arbeit eine Beschränkung notwendig macht, sollen im Folgenden die demografische Entwicklung, das Bildungs- und Qualifikationsverhalten sowie Veränderun-

gen des Erwerbsverhaltens näher betrachtet werden. Denn deren Einflüsse auf den Arbeitsmarkt zeichnen sich bereits heute ab und sind mit teils starken Effekten verbunden. Die Entwicklung des deutschen Arbeitsmarktes bis zum Jahr 2030 wird sich daran anschließen. Exemplarisch sollen für die Berufsfelder „Elektroberufe“, „Metall-, Anlagenbau, Blechkonstruktion, Installation, Montierer/innen“, „Gesundheitsberufe ohne Approbation“, „Ingenieur(e/innen)“ sowie die „Lehrenden Berufe“ aufgezeigt werden, welche Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten mit diesen Entwicklungstrends in den einzelnen Berufsfeldern auftreten. Abschließend werden die Ergebnisse in einem Fazit festgehalten.

TRENDS AM ARBEITSMARKT

Demografie

Die demografische Entwicklung in Deutschland beeinflusst sowohl auf direktem Weg das Arbeitskräfteangebot als auch auf indirektem Weg – über eine veränderte Konsumnachfrage – die Arbeitsnachfrage der Unternehmen. Zur Prognose zukünftiger Entwicklungen am Arbeitsmarkt sind daher demografische Trends zu berücksichtigen – wobei die drei Faktoren Geburten (Fertilität), Sterbefälle (Mortalität) und Wanderungen (Migration) wiederum die demografische Entwicklung determinieren.

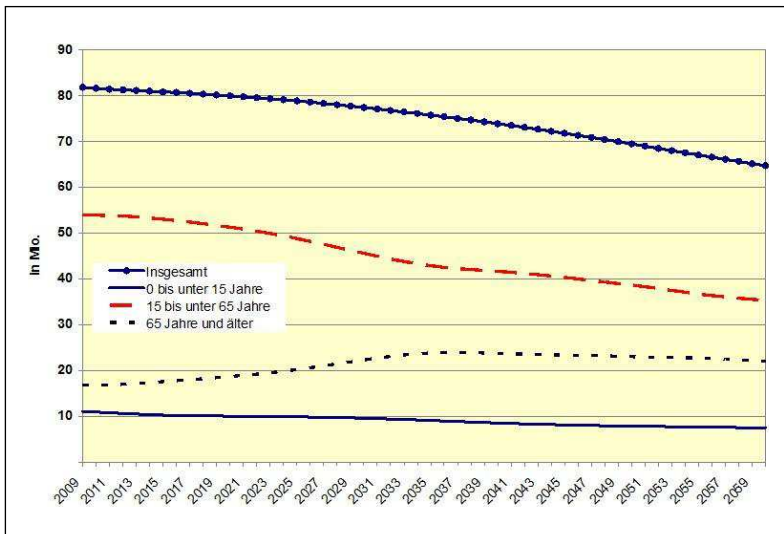
Mitte der 1960er-Jahre erreichte die Fertilität mit rund 2,5 Kindern pro Frau ihren Nachkriegshöhepunkt. Bis Mitte der 70er-Jahre kam es jedoch zu einem starken Rückgang der Geburtenziffer. Seitdem verharrt sie zwischen 1,2 und 1,4 Kindern pro Frau⁴ und liegt damit unter dem notwendigen Reproduktionsniveau von 2,1 Kindern pro Frau.

In Bezug auf die Mortalität lässt sich seit 130 Jahren ein anhaltender Rückgang der altersspezifischen Sterbewahrscheinlichkeiten beobachten,⁵ wodurch es zu einem Anstieg der Lebenserwartung gekommen ist. Diese betrug im Jahr 2012 78,6 Jahre für Männer und 83,3 Jahre für Frauen.⁶

Stellt man die Zahl der Gestorbenen den Geburten eines Jahres gegenüber, ergibt sich für das Jahr 2012 ein Überschuss der Gestorbenen von annähernd 200.000 Personen. Da nicht zu erwarten ist, dass sich Fertilität sowie Mortalität in naher Zukunft wesentlich verändern, ist es sehr wahrscheinlich, dass die Zahl der Gestorbenen auch in Zukunft die Geburtenzahlen übersteigt. Lässt man den Wanderungssaldo unberücksichtigt, würde dies einen Rückgang der deutschen Bevölkerung bedeuten.

Eine ausreichend hohe Migration wäre theoretisch in der Lage, das Geburtendefizit auszugleichen. Während in den Jahren 2003 bis 2009 das Geburtendefizit noch durch einen negativen Wanderungssaldo verstärkt wurde, kehrte sich dieser Effekt im Jahr 2010 um und erfuhr seither eine deutliche Zunahme. Zu berücksichtigen ist in die-

Abbildung 1: Bevölkerungsentwicklung
Gesamtbevölkerung und nach Altersgruppen, in Millionen



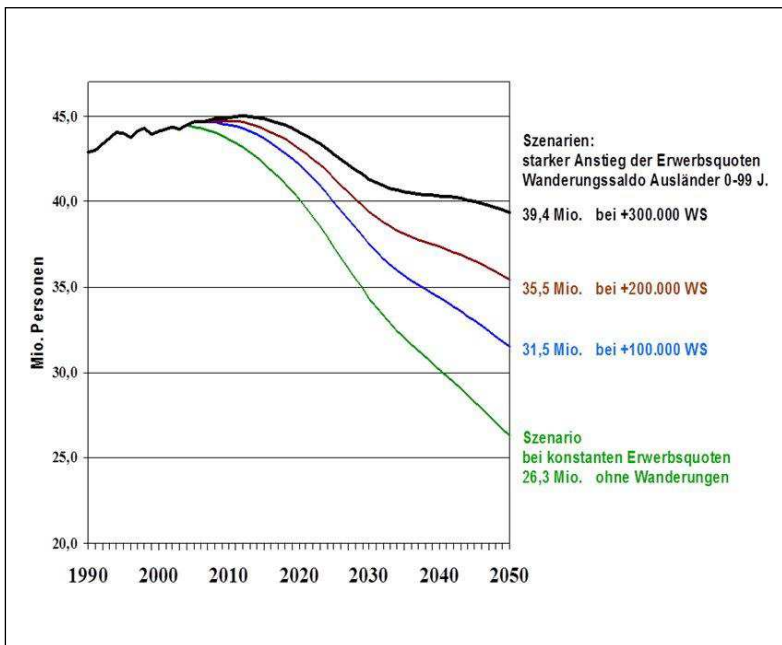
Quelle: Bellmann / Helmrich (2014: 13)

sem Zusammenhang auch, dass die Zugewanderten im Durchschnitt jünger sind als die Ausgewanderten,⁷ wodurch sich die Altersstruktur der Bevölkerung ändert.

In der Summe ergibt sich dennoch ein Rückgang der Gesamtbevölkerung, bei gleichzeitigem Anstieg des Durchschnittsalters (siehe Abbildung 1).⁸

Bezogen auf den Arbeitsmarkt ergibt sich ein Rückgang des Arbeitskräfteangebots von 2,1 Mio. Erwerbspersonen bis 2030 gegenüber 2012,⁹ der vor allem durch den Renteneintritt der geburtenstarken Jahrgänge der 1960er-Jahre bedingt ist (siehe Abbildung 2).¹⁰

Abbildung 2: Szenarien zur Entwicklung des Erwerbspersonenpotenzials bis 2050 für verschiedene Zuwanderungshöhen



Quelle: Bellmann / Helmrich (2014: 14)

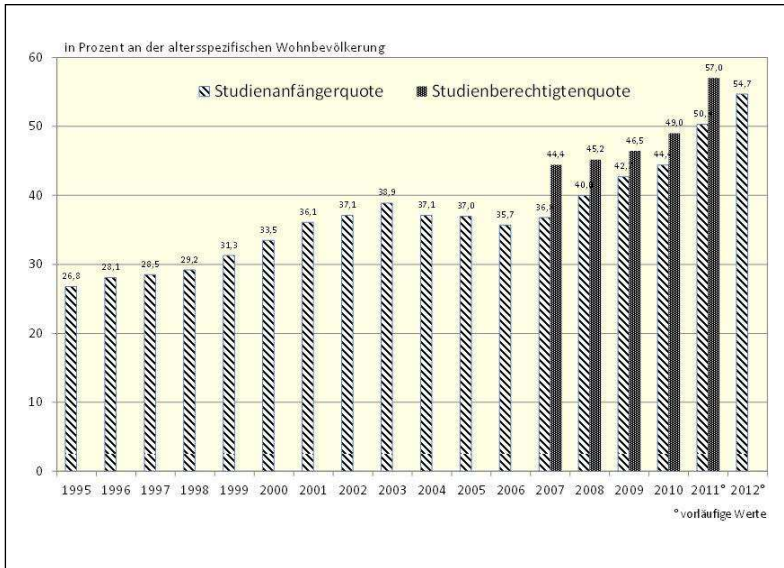
Bildungs- und Qualifikationsverhalten

Das Bildungsverhalten der Bevölkerung beeinflusst maßgeblich das in den einzelnen Segmenten des Arbeitsmarktes zur Verfügung stehende Arbeitsangebot. So beeinflusst das Niveau des allgemeinbildenden Schulabschlusses beispielsweise die Perspektive von Jugendlichen bei der Wahl des weiteren Bildungsgangs bzw. eines Ausbildungsberufes. Dabei können Jugendliche mit Hochschulzugangsberechtigung theoretisch zwischen einem Studium und einer Ausbildung frei wählen, während Schulabgänger/innen ohne bzw. mit Hauptschulabschluss oder mit mittlerer Reife zunächst nur Ausbildungsmöglichkeiten der beruflichen Bildung offenstehen.¹¹ Im Folgenden sind daher die Trends beim Bildungsverhalten näher beschrieben.

Seit einigen Jahren zeigt sich ein deutlicher Trend zu höheren Bildungsabschlüssen, was sich insbesondere an der Zahl der Schülerinnen und Schüler mit Hochschul- bzw. Fachhochschulreife ausmachen lässt. So stieg die Studienberechtigten-Quote von 37 Prozent im Jahr 2000 auf 58 Prozent im Jahr 2013. Hierdurch kam es ebenfalls zu einer deutlichen Zunahme der Studienanfänger von 33 Prozent im Jahr 2000 auf 57 Prozent im Jahr 2013.¹² Gleichzeitig gab es einen Rückgang der abgeschlossenen Ausbildungsverträge, was sich auf der einen Seite durch die insgesamt gesunkene Schülerzahl, auf der anderen Seite aber auch durch das veränderte Bildungsverhalten erklären lässt.¹³ Hieraus verstärken sich auch *Passungsprobleme* am Ausbildungsmarkt, womit eine steigende Zahl unbesetzter Ausbildungsplätze bei anhaltend hoher Zahl noch suchender Bewerber beschrieben werden soll. Heutige Passungsprobleme am Ausbildungsmarkt sind dabei mitverantwortlich für den Fachkräftemangel bzw. -überschuss von morgen.¹⁴ Abbildung 3 gibt einen Überblick über die Entwicklung der Studienberechtigtenquote sowie den Anteil der Studienanfänger bezogen auf die gleichaltrige Bevölkerung.

Abbildung 3: Studienanfängerquote von 1995 bis 2012 sowie Studienberechtigtenquote von 2007 bis 2011 in Prozent

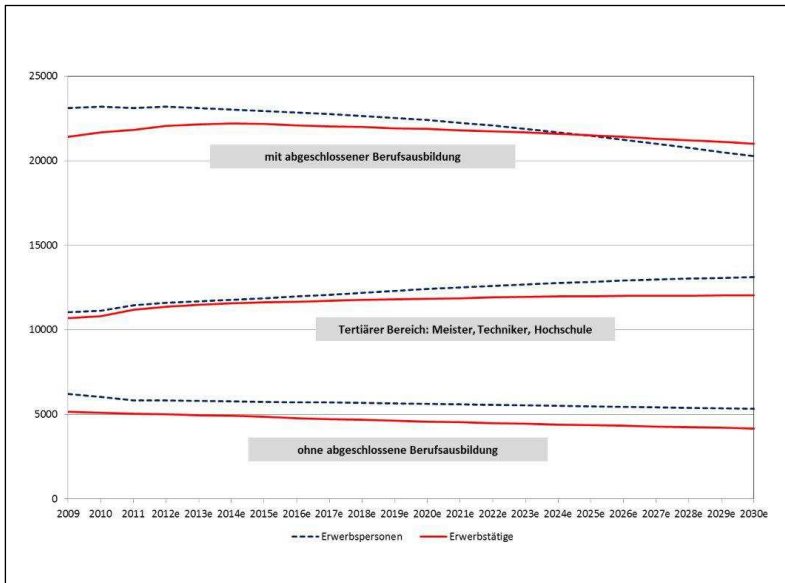
Anteil der Studienanfänger/-innen bzw. Studienberechtigten an der gleichaltrigen Bevölkerung



Quelle: Bellmann / Helmrich (2014: 15)

Sinkende Schülerzahlen bei gleichzeitigem Rückgang der Bedeutung des beruflichen Bereichs führen langfristig dazu, dass für Berufe dieser Qualifikationsstufe das Arbeitsangebot stärker zurückgeht als die Nachfrage nach Erwerbspersonen. Hingegen ist im akademischen Bereich ein Arbeitskräfteüberhang zu erwarten.¹⁵ Für eine Gegenüberstellung von Erwerbspersonen und Erwerbstätigen nach Qualifikationsstufen sei auf Abbildung 4 verwiesen.

Abbildung 4: Erwerbstätige und Erwerbspersonen nach Qualifikationsniveaus (ISCED) in Deutschland 2010 bis 2030
Projektionsergebnisse ab dem Jahr 2012, in 1.000 Personen

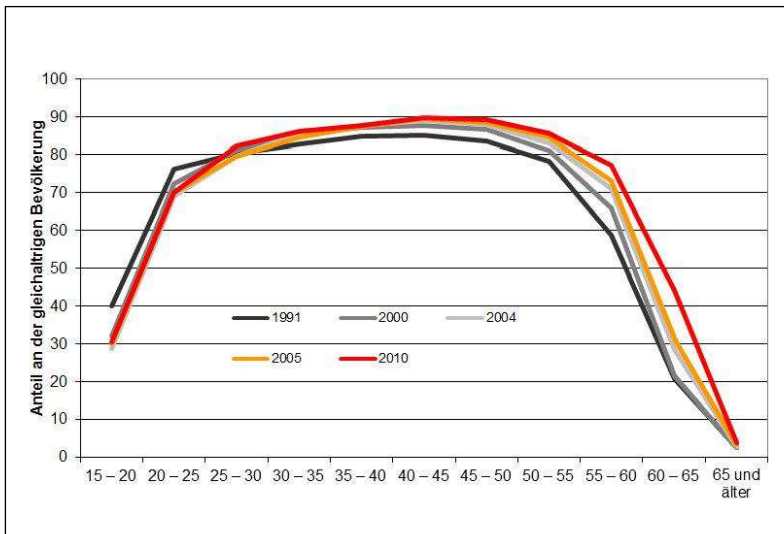


Quelle: Zika / Maier (2015: 30)

Veränderung des Erwerbsverhaltens

Die Entwicklung der Erwerbspersonenzahl wird von der Bevölkerungsentwicklung und vom Erwerbsverhalten der Personen im erwerbsfähigen Alter beeinflusst. Während der bereits beschriebene Akademisierungstrend in der Regel auch längere Ausbildungszeiten mit sich bringt und dadurch das entsprechende Neuangebot an qualifizierten Arbeitskräften tendenziell später zur Verfügung steht,¹⁶ weisen Personen mit akademischen Abschlüssen jedoch höhere Erwerbsquoten auf.¹⁷ Zudem ist in den vergangenen Jahren eine Erhöhung der Erwerbsquoten von Frauen und Älteren zu beobachten,¹⁸ wodurch die Gesamtzahl der Erwerbspersonen weiterhin ansteigt. Abbildung 5 liefert einen Überblick über die Entwicklung der Erwerbsquoten nach Altersgruppen.

Abbildung 5:
Entwicklung der Erwerbsquoten nach ausgewählten Altersgruppen



Quelle: Bellmann / Helmrich (2014: 20)

Methodenkasten:

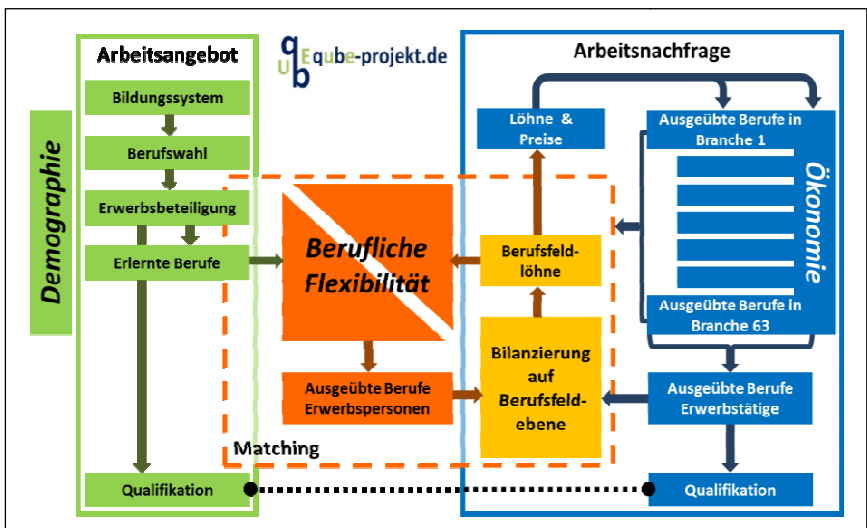
Bei den BIBB-IAB-Qualifikations- und Berufsfeldprojektionen (QuBe-Projekt) werden anhand von Modellrechnungen mögliche Entwicklungsszenarien von Arbeitsangebot und -nachfrage nach Qualifikationen und Berufen entwickelt.

Datengrundlage ist hierbei der Mikrozensus (in der vorliegenden Projektion bis zum Jahre 2011): eine amtliche Repräsentativstatistik des Statistischen Bundesamtes über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt, an der jährlich ein Prozent aller Haushalte in Deutschland beteiligt ist, angepasst an die Eckwerte der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (in der vorliegenden Projektion bis zum Jahre 2012). Die Lohninformationen stammen aus der Beschäftigtenhistorik der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten (in der vorliegenden Projektion bis zum Jahre 2011). Für die Berufsdifferenzierung wurde seitens des BIBB eine einheitliche Berufsfeldsystematik entwickelt, welche die Berufe auf der Dreisteller-Ebene der Klassifikation der Berufe entsprechend ihrer Tätigkeiten gruppiert (Tiemann et. al 2008). Zur einfacheren Darstellung werden diese 54 Berufsfelder auf 12 Berufshauptfelder aggregiert.

Abbildung 6 gibt einen Überblick über die Modellstruktur des QuBe-Projekts. Der grün gekennzeichnete Bereich stellt das Arbeitsangebot und dessen Bestimmungsfaktoren dar. Neben der Bevölkerungsentwicklung spielen insbesondere auch die vorherrschende Alter- und Qualifikationsstruktur sowie das Geschlecht eine entscheidende Rolle bei der Bestimmung des Arbeitsangebotes, da diese die zukünftige Erwerbsbeteiligung mitbestimmen. Auf der Nachfrageseite sind die Entwicklungen der Branchen, aber auch die Veränderung der beruflichen Struktur innerhalb der Branchen sowie der Qualifikationszusammensetzung der Berufe für die Ermittlung der Arbeitskräftebedarfe entscheidend (rechter blauer Kasten).

Um das Angebot an Erwerbspersonen in einem bestimmten Beruf dem entsprechenden Bedarf gegenüberstellen zu können, wird im QuBe-Projekt auf empirisch ermittelte berufliche Flexibilitätsmatrizen zurückgegriffen, die jeweils angeben, zu welchem Grad eine Person mit einem bestimmten Geschlecht, Alter und Qualifikationsniveau in ihrem erlernten Beruf verweilt oder in ein anderen Beruf wechselt (gestrichelter oranger Kasten). Durch das Gegenüberstellen der hierdurch gewonnenen Daten über das Arbeitsangebot in den einzelnen Berufen sowie der Arbeitsnachfrage ist es möglich, schlussendlich Aussagen über die Arbeitsmarktsituation in den einzelnen Berufsfeldern zu treffen.

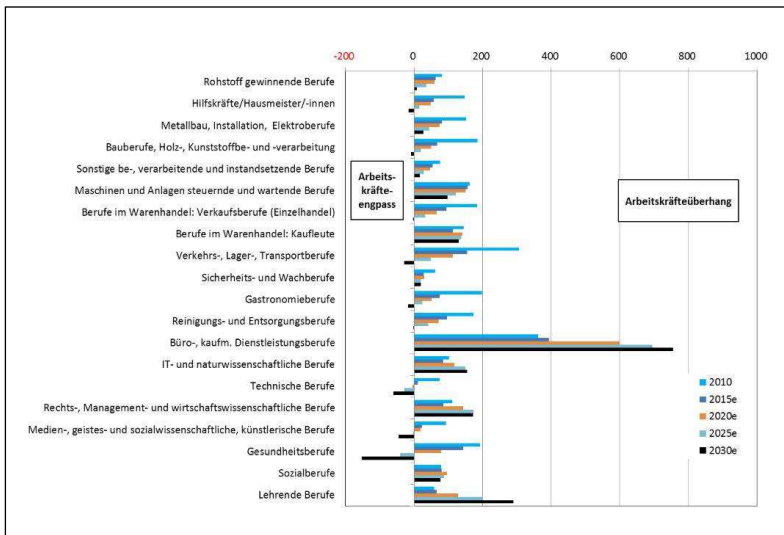
Abbildung 6: Modellstruktur des QuBe-Projekts, 3. Welle



Quelle: Maier u. a. (2014: 48)

Der Anstieg der Erwerbsquote ist jedoch nicht unbegrenzt fortsetzbar, so dass bis 2030 dennoch insgesamt von einem Rückgang des Erwerbspersonenangebots von über vier Millionen Erwerbspersonen ausgegangen werden muss.¹⁹ Die einzelnen Berufsfelder sind sehr unterschiedlich davon betroffen, wie Abbildung 7 auf der Berufshauptfelderebene verdeutlicht.

Abbildung 7: Differenz von Angebot und Bedarf auf erweiterter Berufshauptfelderebene in Deutschland 2005 bis 2030
e= Projektionsergebnisse ab dem Jahr 2015, in 1.000 Personen

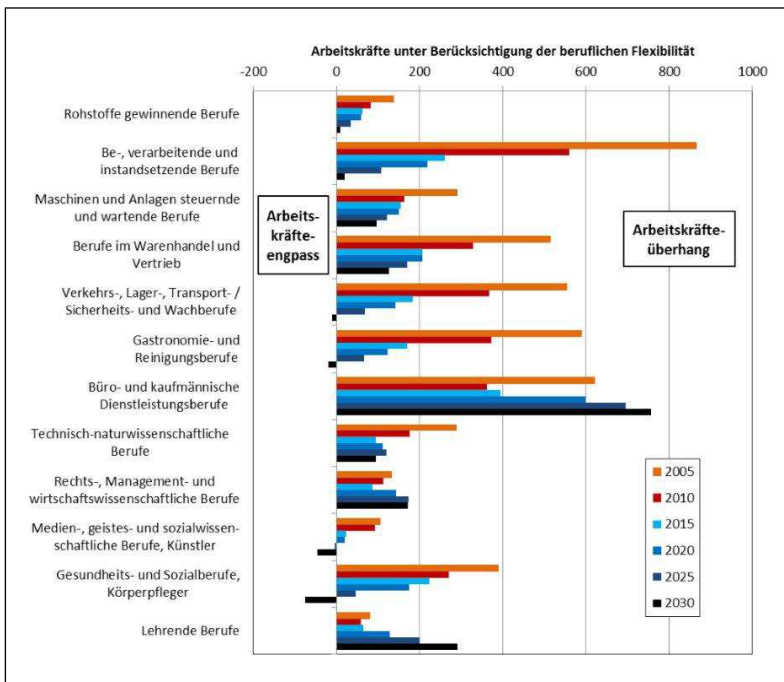


Quelle: Zika / Maier (2015: 26)

Inwieweit langfristig der Bedarf an Erwerbstätigen durch das berufsspezifische Arbeitsangebot auch tatsächlich gestillt werden kann, hängt nicht nur vom Angebot an Erwerbspersonen ab, die den gewünschten Beruf erlernt haben, sondern auch von der beruflichen Flexibilität dieser Fachkräfte und der Substituierbarkeit des Berufs-

felds durch andere qualifizierte Arbeitskräfte.^{20 21} Berücksichtigt man die voraussichtliche Abwanderung von Fachkräften aus einem Berufsfeld und die Zuwanderung von Arbeitskräften in das Berufsfeld, so ergibt sich das in Abbildung 8 gezeichnete Bild.

Abbildung 8: Gewinn- und Verlustrechnung von Arbeitskräften nach Berufshauptfeldern von 2005 bis 2030 unter Berücksichtigung beruflicher Ausgleichsprozesse in Tausend



Quelle: Maier u. a. (2014: 8)

Wie aus den vorstehenden Abbildungen ersichtlich ist, wirkt sich ein Rückgang der Erwerbspersonen vor allem auf die produktionsbezogenen Berufe aus, da das Neuangebot den Ersatzbedarf in diesem

Bereich nicht decken können wird. Der Grund hierfür ist das allgemein zurückgehende Interesse am beruflichen Bereich bei gleichzeitigem Ausscheiden der geburtenstarken Jahrgänge aus dem Erwerbsleben.²² Hingegen profitieren die Berufshauptfelder der sekundären Dienstleistungsberufe mit Ausnahme der Lehrberufe sogar von einem ansteigenden Neuangebot, was insbesondere auf einen Zulauf an Personen mit akademischem Abschluss zurückzuführen ist.²³

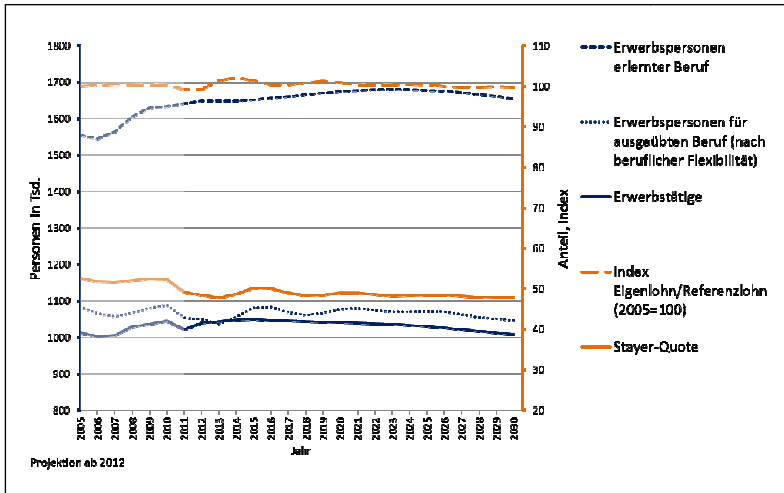
DETAILANALYSE FÜR AUSGEWÄHLTE BERUFSFELDER

Im Folgenden sollen die skizzierten Entwicklungen am Arbeitsmarkt exemplarisch für die fünf Berufsfelder „Elektroberufe“, „Metall-, Anlagenbau, Blechkonstruktion, Installation, Montierer/innen“, „Gesundheitsberufe ohne Approbation“, „Ingenieur(e/innen)“ sowie die „Lehrenden Berufe“ etwas detaillierter dargestellt werden.

Berufsfeld „Ingenieur(e/innen)“

Das Berufsfeld „Ingenieur(e/innen)“ (Abb. 9) zeichnet sich durch einen relativ konstanten Arbeitskräftebedarf über den Projektionszeitraum aus (durchgezogene blaue Linie). Auf der Arbeitsangebotsseite ist ein schwacher Anstieg der Erwerbspersonenzahl gegenüber dem heutigen Stand zu verzeichnen (gestrichelte blaue Linie). Auch der Relativlohn²⁴ (gestrichelte orange Linie) verändert sich nur kaum über den betrachteten Zeitraum, weshalb es auch nicht erstaunt, dass der Stayer-Anteil (durchgezogene orangefarbene Linie) ebenfalls annähernd konstant bleibt. Dabei beschreibt der Stayer-Anteil den Anteil der Fachkräfte, die in ihrem erlernten Beruf (entsprechend des höchsten beruflichen Abschlusses) erwerbstätig sind und bleiben.²⁵ Es wird davon ausgegangen, dass die relative Veränderung des Lohnes im erlernten Berufsfeld im Vergleich zu den gewichteten Löhnen aller alternativen Berufe des spezifischen Berufsfeldes die Stayer-Anteile verschiebt. Steigt z. B. der Eigenlohn, verbleiben anteilig mehr Personen in ihrem erlernten Berufsfeld.²⁶

Abbildung 9:
Entwicklung des Berufsfelds „Ingenieur(e/innen)“ bis 2030



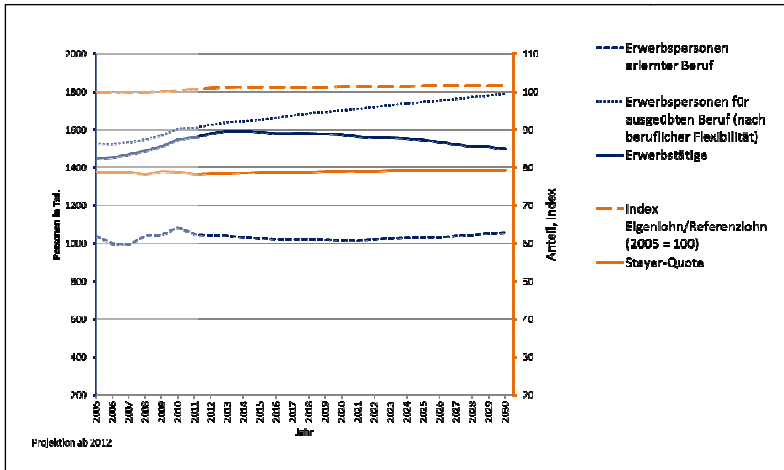
Quelle: QuBe-Projekt, 3. Welle.

Da das Arbeitsangebot die bestehende Nachfrage nach Ingenieuren derzeit decken kann, ist unter der Annahme, dass die wirtschaftliche Entwicklung sowie die Entwicklungen im Bildungswesen und auf dem Arbeitsmarkt ihrem derzeitigen Entwicklungspfad folgen, kein Fachkräftengpass in diesem Bereich zu erwarten.

Berufsfeld „Lehrende Berufe“

Das Berufsfeld „Lehrende Berufe“ (Abb. 10) umfasst neben den Lehrern an Schulen auch Sportlehrer, Fahrerschullehrer und Personen, die in der Erwachsenenbildung tätig sind.²⁷ Der leicht sinkenden Arbeitsnachfrage steht ein leicht steigendes Angebot an Erwerbspersonen gegenüber. Die Zunahme an Erwerbspersonen ist dabei darauf zurückzuführen, dass in der Angebotsprojektion eine stabile Studienwahl entsprechend des Ausgangsjahres unterstellt wird.

Abbildung 10:
Entwicklung des Berufsfelds „Lehrende Berufe“ bis 2030



Quelle: QuBe-Projekt, 3. Welle.

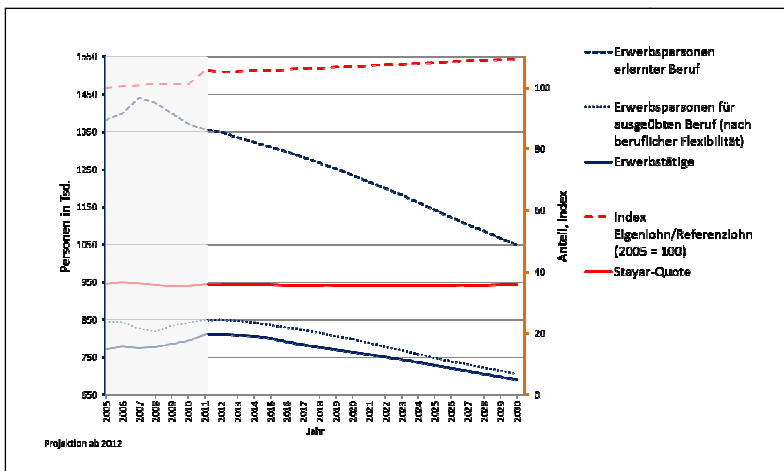
Durch die ebenfalls auf einem hohen Niveau festgeschriebene Studierneigung erhöht sich somit das Angebot der im tertiären Bereich ausgebildeten Lehrkräfte. Demgegenüber steht ein demografisch bedingt sinkender Bedarf im öffentlichen Bereich. Jedoch übersteigt – trotz konstant hoher Stayer-Quote von circa 80 Prozent – die Arbeitsnachfrage die Erwerbspersonen, die diesen Beruf erlernt haben. Ein leicht steigender Relativlohn bewirkt jedoch eine konstant steigende Zuwanderung von Erwerbspersonen aus anderen Berufsfeldern, in dessen Folge das Arbeitsangebot die Nachfrage theoretisch übersteigt. Da die Personen, die einen anderen Beruf erlernt haben, nur in einem anderen Berufsfeld tätig werden, wenn die Arbeitsmarktsituation es zulässt, lässt sich insgesamt festhalten: Personen, die einen Beruf dieses Berufsfeldes erlernt haben, besitzen gute Chancen, eine Beschäftigung entsprechend ihrer erlernten Tätigkeit zu finden. Zudem ist aufgrund der angestiegenen Migration nach Deutschland auch im

öffentlichen Bereich eine erhöhte Arbeitsnachfrage zu erwarten. Die in der Abbildung 10 dargestellte Bedarfsentwicklung wird sicherlich angesichts der aktuellen Entwicklungen zukünftig einen geringeren Rückgang aufweisen.

Berufsfeld „Elektroberufe“

Im Berufsfeld „Elektroberufe“ (Abb. 11) steht ein leicht sinkender Bedarf an Erwerbspersonen einem starken Rückgang des Arbeitsangebotes gegenüber. Hier wird das gesunkene Interesse an einer beruflichen Ausbildung besonders deutlich, das, gepaart mit der Verrentung der geburtenstarken Jahrgänge, zu einem starken Rückgang der Erwerbspersonen führt. Verstärkt wird dieser Effekt zudem durch einen konstant niedrigen Stayer-Anteil. Diese Kombination bewirkt, dass trotz steigendem Relativlohn Engpässe zu erwarten sind. Um dem drohenden Fachkräfteengpass entgegenzuwirken, bedarf es einer

Abbildung 11:
Entwicklung des Berufsfelds „Elektroberufe“ bis 2030



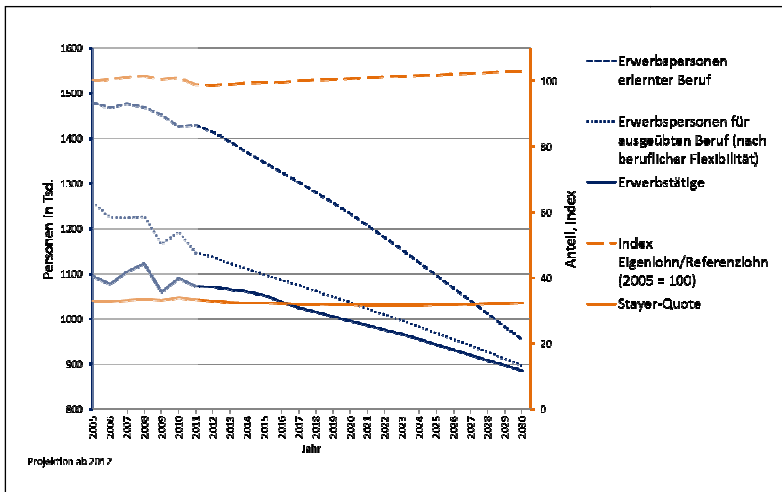
Quelle: QuBe-Projekt, 3. Welle.

Attraktivitätssteigerung des Berufsfeldes insbesondere gegenüber anderen technischen Berufen. Denn viele, die einen Elektroberuf erlernt haben, sind in einem anderen Berufsfeld tätig, wie aus dem großen Abstand zwischen der gestrichelten und der gepunkteten blauen Linie ersichtlich ist.

Berufsfeld „Metall-, Anlagenbau, Blechkonstruktion, Installation, Montierer/innen“

In diesem Bereich steht – ähnlich der Entwicklung im Berufsfeld „Elektroberufe“ (Abb. 12) – einem sinkenden Bedarf ein stark sinkendes Angebot an Erwerbspersonen gegenüber. Auch hier wird der Effekt zusätzlich noch durch einen konstant niedrigen Stayer-Anteil verstärkt, wodurch sich vor allem gegen Ende des Projektionszeitraums Engpässe anbahnen. Ein leichter Anstieg des Relativlohns

Abbildung 12: Entwicklung des Berufsfelds „Metall-, Anlagenbau, Blechkonstruktion, Installation, Montierer/innen“ bis 2030



Quelle: QuBe-Projekt, 3. Welle.

bewirkt zwar einen schwachen Anstieg der Stayer-Quote; dennoch reicht dieser Effekt bei Weitem nicht aus, um den demografisch bedingten Rückgang der Erwerbspersonen zu kompensieren.

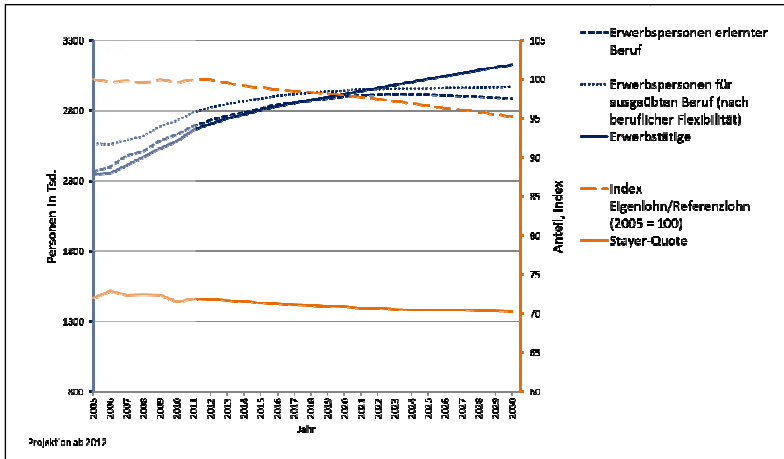
Während im Berufsfeld „Elektroberufe“ die Zahl derer, die den Beruf erlernt haben, die Zahl derer, die den Beruf auch tatsächlich ausüben, deutlich übersteigt und damit im Falle eines Fachkräftemangels über eine Erhöhung des Relativlohns ein entsprechend qualifiziertes Arbeitsangebot theoretisch auch zur Verfügung steht, ist das im Berufsfeld „Metall-, Anlagenbau, Blechkonstruktion, Installation, Montierer/innen“ nicht der Fall. Um einem Fachkräftemangel vorzubeugen, bedarf es daher neben der Erhöhung der Stayer-Quote auch einer Erhöhung der Ausbildungszahlen in diesem Bereich. Ziel sollte es daher sein, das Berufsfeld – auch gegenüber akademischen Berufen – attraktiver zu machen, da die gewerblich-technischen Ausbildungsberufe für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft sehr wichtig sind.²⁸

Berufsfeld „Gesundheitsberufe ohne Approbation“

Das Berufsfeld „Gesundheitsberufe ohne Approbation“ (Abb. 13) umfasst Berufe wie Kranken- und Altenpflegekräfte sowie Arzthelfer/innen. Vor allem aufgrund der stark alternden Gesellschaft und des technischen Fortschritts in der Medizin wird die Arbeitsnachfrage in diesem Bereich stark ansteigen.²⁹

Auf der Arbeitsangebotsseite steigt entgegen dem Abwärtstrend bei den gewerblich technischen Berufen die Erwerbspersonenzahl an, was für ein gesteigertes Interesse an einer Ausbildung in diesem Bereich spricht. Da eine Ausbildung in diesem Bereich oft Grundvoraussetzung für eine Anstellung ist, ist der Stayer-Anteil im Vergleich zu anderen Berufsfeldern relativ hoch, jedoch leicht fallend über den Projektionszeitraum. Zu- oder Abwanderung in andere Berufsfelder bzw. aus ihnen heraus spielt für das Berufsfeld „Gesundheitsberufe ohne Approbation“ daher eine eher untergeordnete Rolle.³⁰

Abbildung 13: Entwicklung des Berufsfelds „Gesundheitsberufe ohne Approbation“ bis 2030



Quelle: QuBe-Projekt, 3. Welle.

Unterm Strich wird das Angebot die zukünftige Nachfrage dennoch nicht decken können. Aufgrund von Engpässen werden bereits jetzt – wo dies möglich ist – teilweise fachfremde Erwerbspersonen eingesetzt. So droht trotz steigender Erwerbspersonenzahl aufgrund des stark ansteigenden Bedarfs ein Arbeitskräftemangel ab 2025. Da es gleichzeitig zu Engpässen in jenen Berufsfeldern kommt, in denen Erwerbspersonen aus dem Berufsfeld „Gesundheit ohne Approbation“ eine alternative Anstellung finden könnten, kommt es zudem zu einer Verschlechterung des Eigenlohns im Vergleich zum alternativen Referenzlohn.³¹ Das erschwert obendrein einen Ausgleich von Arbeitsnachfrage und -angebot.

Um einem drohenden Fachkräftemangel entgegenzuwirken und damit sich mehr Menschen für eine Ausbildung in diesem Bereich entscheiden, ist es notwendig, die Attraktivität des Berufsfeldes gegenüber anderen Berufen zu steigern. Neben den Arbeitsbedingungen wird dabei die Lohnentwicklung von zentraler Bedeutung sein.³²

FAZIT

Die Entwicklung des deutschen Arbeitsmarktes ist nicht nur durch die demografische und die wirtschaftliche Entwicklung – auf die in diesem Beitrag nicht weiter eingegangen worden ist – geprägt, sondern vor allem auch von Bildungs- und Erwerbsverhalten. Diese wiederum bedingen nachdrücklich das berufsspezifische Angebot an Fachkräften und damit die Bedarfsdeckung. Während akademisch geprägte Berufe zukünftig eher eine Bedarfsdeckung aufweisen, droht in einigen nicht-akademisch geprägten Berufen ein Fachkräftengpass. Wo dieser Engpass auftritt, kann durch bessere Arbeitsbedingungen und Löhne entgegengewirkt werden. Auch die erfolgreiche Digitalisierung der Wirtschaftsprozesse wird hierzu sicherlich einen Beitrag leisten. Die Arbeitgeber und Unternehmen sind aber gut beraten, wenn sie ihre Personalstrategien langfristig perspektivisch ausrichten.

Ein sich insgesamt verengender Arbeitsmarkt bietet mehr attraktive Chancen für Arbeitnehmer und sollte junge Menschen dazu anhalten, sich bei ihrer Berufswahl mehr durch ihre Neigungen und Fähigkeiten leiten zu lassen.

||| **PROF. DR. ROBERT HELMRICH,
STEFAN WINNIGE**

Bundesinstitut für Berufsbildung, Bonn

ANMERKUNGEN

- ¹ An dieser Stelle sei von friktioneller Arbeitslosigkeit abgesehen.
- ² Nähere Informationen zum Projekt und weitere Auswertungen finden Sie unter www.qube-projekt.de
- ³ Helmrich, Robert / Hummel, Markus / Neuber-Pohl, Caroline (Hrsg.): Megatrends: Relevanz und Umsetzbarkeit in den BIBB-IAB-Qualifikations- und Berufsprojektionen, Bonn 2015, S. 7.
- ⁴ Hänisch, Carsten / Kalinowski, Michael / Wolter, Marc-Ingo: Nationale und internationale demografische Entwicklungen, in: Helmrich / Hummel / Neuber-Pohl: Megatrends, Bonn 2015, S. 8.

- ⁵ Ebd., S. 8.
- ⁶ Statistisches Bundesamt Statistisches Jahrbuch. Deutschland und Internationales, Wiesbaden 2014.
- ⁷ Hänisch / Kalinowski / Wolter: Nationale und internationale demografische Entwicklungen, S. 10.
- ⁸ Die aktuelle gestiegene Immigration nach Deutschland ist hierbei noch nicht berücksichtigt, da die Analysen der 3. Welle des QuBe-Projekts bereits im Jahr 2014 durchgeführt wurden. Mit der 4. Welle im Jahr 2016 wird diese Entwicklung aufgegriffen.
- ⁹ Maier, Tobias / Kalinowski, Michael / Zika, Gerd: Engpass bei beruflich Qualifizierten in der mittel- und langfristigen Perspektive, in: Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2015. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung, hrsg. vom Bundesinstitut für Berufsbildung, Bonn 2015, S. 430-440, S. 432.
- ¹⁰ Bellmann, Lutz / Helmrich, Robert (Hrsg.): Unternehmerische Herausforderungen zu Beginn des demografischen Einbruchs, Bonn 2014, S. 12.
- ¹¹ Helmrich, Robert / Maier, Tobias / Neuber-Pohl, Caroline: Schulisches und berufliches Bildungsverhalten und Bildungsentscheidungen junger Menschen im Zeitverlauf, in: Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2015. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung, hrsg. vom Bundesinstitut für Berufsbildung, Bonn 2015, S. 349-399, S. 394.
- ¹² Ebd.
- ¹³ Bellmann / Helmrich: Unternehmerische Herausforderungen, S. 15.
- ¹⁴ Helmrich, Robert / Troltsch, Klaus: Aktuelle Passungsprobleme auf den Ausbildungs- bzw. Arbeitsmärkten und künftige Fachkräfteengpässe – Zusammenfassung, in: Datenreport zum Berufsbildungsbericht 2015. Informationen und Analysen zur Entwicklung der beruflichen Bildung, hrsg. vom Bundesinstitut für Berufsbildung, Bonn 2015, S. 442.
- ¹⁵ Maier / Kalinowski / Zika: Engpass bei beruflich Qualifizierten, S. 440.
- ¹⁶ Helmrich / Maier / Neuber-Pohl: Schulisches und berufliches Bildungsverhalten, S. 394.
- ¹⁷ Bellmann / Helmrich: Unternehmerische Herausforderungen, S. 19.
- ¹⁸ Ebd., S. 20.
- ¹⁹ Ebd.
- ²⁰ Maier / Kalinowski / Zika: Engpass bei beruflich Qualifizierten, S. 437.

- 21 „Die Gründe für berufliche Substituierbarkeit und Wechsel sind mannigfaltig. Zum einen spielen die tatsächlichen Artverwandtschaften der Tätigkeiten und institutionellen Zugangsbarrieren zur Ausübung eines bestimmten Berufs eine Rolle. Zum anderen können Erwerbspersonen an besseren Arbeitsbedingungen oder einkommenssichernden Beschäftigungen interessiert sein“, Maier, Tobias / Zika, Gerd / Mönnig, Anke u. a.: Löhne und berufliche Flexibilitäten als Determinanten des interaktiven QuBe-Arbeitsmarktmodells. Ein Methodenbericht zur Basisprojektion der 3. Welle der BIBB-IAB Qualifikations- und Berufsfeldprojektionen, in: Wissenschaftliches Diskussionspapier Nr. 148, Bonn 2014.
- 22 Maier / Kalinowski / Zika: Engpass bei beruflich Qualifizierten, S. 437.
- 23 Bellmann / Helmrich: Unternehmerische Herausforderungen, S. 21.
- 24 Der Relativlohn bezeichnet das Verhältnis zwischen berufsfeldspezifischen Lohn und dem Durchschnittslohn. Ein steigender Relativlohn bedeutet, dass in diesem Berufsfeld der Lohn schneller steigt als der Durchschnittslohn; ein sinkender Relativlohn bedeutet, dass dieser langsamer steigt als der Durchschnittslohn.
- 25 Für die Berechnung des Arbeitsangebotes nach Berufs(haupt)feldern wird der Stayer-Anteil der Erwerbstätigen auf die Erwerbslosen übertragen. Es wird somit angenommen, dass Erwerbslose entsprechend ihrer erlernten Berufe zu gleichen Teilen in ihrem erlernten Beruf beschäftigt sein wollen, wie dies bei den Erwerbstätigen der Fall ist, vgl. Maier, Tobias / Zika, Gerd / Wolter, Marc Ingo / Kalinowski, Michael / Helmrich, Robert: Engpässe im mittleren Qualifikationsbereich trotz erhöhter Zuwanderung: Aktuelle Ergebnisse der BIBB-IAB-Qualifikations- und Berufsfeldprojektionen bis zum Jahr 2030 unter Berücksichtigung von Lohnentwicklungen und beruflicher Flexibilität, in: BIBB-Report 23/2014, S. 1-16.
- 26 Maier / Zika / Mönnig u. a.: Löhne und berufliche Flexibilitäten, S. 35.
- 27 Zur Klassifikation der Berufsfelder siehe Tiemann, Michael / Schade, Hans-Joachim / Helmrich, Robert u. a.: Berufsfeld-Definitionen des BIBB auf Basis der KldB1992, Bundesinstitut für Berufsbildung, Bonn 2008.
- 28 Helmrich / Troltsch: Aktuelle Passungsprobleme auf den Ausbildungs- bzw. Arbeitsmärkten und künftige Fachkräfteengpässe – Zusammenfassung, Bonn 2015, S. 441-443, S. 441.
- 29 Maier / Zika / Wolter u. a.: Engpässe im mittleren Qualifikationsbereich, 2014, S. 4.
- 30 Bei der Schätzung der Lohnreagibilität für das Berufsfeld „Gesundheitsberufe ohne Approbation“ ist der hohe Anteil von Selbstständigen in diesem

Berufsfeld problematisch, da die Lohninformationen aus der Beschäftigtenhistorik der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigten stammen und diese nur für unselbständige Erwerbspersonen vorliegen.

³¹ Maier / Zika / Wolter u. a.: Engpässe im mittleren Qualifikationsbereich, 2014, S. 10.

³² Die hier dargestellten Ergebnisse beziehen sich auf Gesamtdeutschland. Jedoch variieren diese Ergebnisse zum Teil erheblich zwischen den regionalen Arbeitsmärkten in Deutschland. Für eine Arbeitsmarktprojektion nach Regionen siehe daher auch: Qualifikation und Beruf in Deutschlands Regionen bis 2030, Konzepte, Methoden und Ergebnisse der BIBB-IAS-Projektionen, hrsg. von Gerd Zika und Tobias Maier, IAB-Bibliothek Nr. 353, Bielefeld 2015.

PERSPEKTIVEN AKADEMISCHER UND BERUFLICHER BILDUNG

JULIAN NIDA-RÜMELIN ||| Was bedeuten Akademikerquoten in den Bildungssystemen unterschiedlicher Länder? Hat die Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master zu mehr beruflicher Praxis im Studium geführt? Ist es sinnvoll, Ausbildungsgänge mehr und mehr in den Bereich der Fachhochschulen und Universitäten zu verlagern? Über diese und andere Bildungsthemen spricht Professor Julian Nida-Rümelin in seinem Gesprächsband mit Professor Klaus Zierer „Auf dem Weg in eine neue deutsche Bildungskatastrophe. Zwölf unangenehme Wahrheiten“.*

AKADEMISIERUNGSWAHN

Klaus Zierer: Akademisierungswahn, gerechte Ungleichheit und Strukturfrage. Das sind für mich die Schlagworte der verstaatlichten Bildung. Sie haben die Diskussion über den Akademisierungswahn in einem Interview, das Sie 2013 der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ gegeben haben, mit der Frage „Wieviel Akademiker braucht Deutschland?“ angestoßen. Ich beginne mit einem Zitat von Jutta Allmendinger, der Präsidentin des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung, die in der Wochenzeitung „Die Zeit“ im Februar 2014 Stellung genommen hat: „Der OECD-Bericht ‚Bildung auf einen Blick‘ spricht Klartext. In den meisten OECD-Ländern ist der Anteil der 25- bis 34-Jährigen mit einem Abschluss auf Hoch-

schulniveau merklich gestiegen. Der OECD-Durchschnitt liegt bei 38 Prozent. In Korea ist der Anteil der tertiär Ausgebildeten bei den Jüngeren auf 65, in Frankreich auf 43 und in Großbritannien auf 46 Prozent gestiegen. Deutschland stagniert dagegen bei 26 Prozent. Georg Picht hatte eindringlich gefordert, Deutschland solle zu den Bildungsgroßmächten aufschließen. Nun ist der Abstand sogar größer geworden.“ Hat Frau Allmendinger Recht?

Julian Nida-Rümelin: Nein, das ist die übliche Übernahme einer Fremdperspektive, einer internationalen Perspektive, die die Besonderheiten des deutschen Bildungssystems nicht wahrnehmen will und geradezu systematisch ausblendet. Es trifft ja zu: Großbritannien hat mit über 30 Prozent eine etwa doppelt so hohe Akademikerquote wie Deutschland mit 16 Prozent. Die Studienanfängerquote in Deutschland liegt bei 46 Prozent, in Großbritannien bei 64 Prozent, mit steigender Tendenz in beiden Ländern. Nach der üblichen Lesart, Sie haben ja ein Zitat von Jutta Allmendinger gebracht, weisen die „Bildungsgroßmächte“, die in der Bildung führenden Länder der Welt, allesamt eine hohe Akademikerquote auf. Um es präziser zu sagen: Die Bildungsanstrengungen eines Landes werden sogar durch die Akademikerquote definiert. Das gilt zum Beispiel für den Human Development Index, den die Vereinten Nationen verwenden, bei dem ebenfalls die Akademikerquote ein Maß für die Entwicklung eines Landes ist. Die unangenehme Wahrheit aber lautet, dass Großbritannien mit einer doppelt so hohen Akademikerquote wie Deutschland auch eine doppelt so hohe Jugendarbeitslosigkeit aufweist, bei durchaus vergleichbaren wirtschaftlichen Bedingungen. Dies ist kein einmaliger Ausrutscher, sondern hat System. Finnland, der PISA-Sieger, hat ebenfalls eine sehr hohe Studienanfängerquote von fast 70 Prozent und zugleich gegenwärtig eine Jugendarbeitslosigkeit von 20 Prozent, eine mehr als doppelt so hohe wie Deutschland! Wie kann es sein, dass ein wirtschaftlich so gut dastehendes Land, das so viel in die Bildung investiert und zweifellos beachtliche Leistungen im Bildungssystem aufweist, eine derart hohe Jugendarbeitslosigkeit produziert? Nun, die Erklärung ist einfach: In Finnland

gibt es kein vergleichbares System der beruflichen Bildung wie in Deutschland. Die extrem hohe Studienanfängerquote ist auch Ausdruck eines Defizits, es gibt keine nicht-akademische Berufsausbildung. Jutta Allmendinger nennt Frankreich: In der Tat, in Frankreich machen drei Viertel eines Jahrgangs das Abitur (Baccalauréat). Diese außerordentlich hohe Studienanfängerquote wird nicht nur mit dem Preis einer extrem hohen Jugendarbeitslosigkeit von 22 Prozent, also rund zweieinhalbmals so hoch wie in Deutschland, bezahlt, sondern auch mit einer exorbitant hohen Abbrecherquote in Höhe von 50 Prozent eines Jahrgangs! Will man so ein Land wirklich als Bildungsgroßmacht bezeichnen? In Korea ist der Anteil der tertiär Ausgebildeten bei den Jüngeren auf 65 Prozent angestiegen, aber jeder dritte Jugendliche in diesem Land, das zu den exportstärksten der Welt gehört, ist arbeitslos! Das grundlegendere Problem bezieht sich auf das, was wir zu Beginn diskutiert haben, nämlich die systematische Ausblendung der normativen Dimension in der gegenwärtigen Bildungsforschung und Pädagogik. Man kann keine Empfehlungen geben, ohne wertend Stellung zu nehmen. Der bloße Hinweis auf internationale Trends kann für sich genommen nie ein Argument sein; niemand wird zum Beispiel Deutschland dafür tadeln, dass wir dem internationalen Trend steigender Jugendarbeitslosigkeit bislang nicht folgen. Ich möchte das noch konkretisieren. Ich denke, dass es im Wesentlichen drei normative Kriterien für den Bildungserfolg eines Landes gibt.

Erstens: Das Bildungssystem sollte so ausgestaltet sein, dass es den Weg in den Beruf erleichtert. Ein wesentlicher Indikator dafür ist die Höhe der Jugendarbeitslosigkeit. Ein Bildungssystem ist umso besser, je geringer die Jugendarbeitslosigkeit ist. Deutschland, Österreich und die Schweiz, Länder mit niedrigen Akademikerquoten, weisen hier im internationalen Vergleich exzellente Zahlen auf.

Zweitens: Das Bildungssystem sollte nicht selektieren, sondern differenzieren. Die Einheit der Gesellschaft, die Inklusion, ist zweifellos ein zentrales Bildungsziel. Hier ist die Situation in Deutschland ambivalent. Die Länder haben unterschiedliche Bildungssysteme

etabliert, in einigen ist die frühe Aufteilung in unterschiedliche Bildungswege charakteristisch. Die Trennung der Bildungswege schon mit neun oder zehn Jahren führt dazu, dass der Einfluss der Bildungsherkunft größer ist, als wenn ein längerer gemeinsamer Bildungsweg beschritten wird. Allerdings haben auch die Länder in Deutschland, die an der Dreigliedrigkeit festhalten, in den letzten Jahrzehnten für ein hohes Maß an Durchlässigkeit gesorgt. Die Entscheidung, die Meisterprüfung als Hochschulzugangsberechtigung zu akzeptieren, verstärkt diesen Trend weiter. Ausschlaggebend ist allerdings nicht die Bildungsselektivität, sondern die soziale Selektivität. Die entscheidende Größe für eine inklusive Gesellschaft ist, dass die Korrelation zwischen Einkommen der Eltern und Einkommen ihrer Kinder nicht allzu eng ausfällt. Und hier kommt nun die große Überraschung: Deutschland gehört zu den sechs Ländern der Welt mit der stärksten sozialen Mobilität! In der Tat korreliert die soziale Mobilität in hohem Maße mit der Einkommensverteilung. Länder mit extrem ungleicher Einkommensverteilung weisen eine geringe soziale Mobilität auf. Dies ist die berühmte „Gatsby-Curve“.

Und nun noch drittens: Bewertungskriterium für das Bildungssystem ist in meinen Augen der Beitrag zur Persönlichkeitsentwicklung. Hier bin und bleibe ich Humanist: Dies ist eine besonders schwer messbare Größe. Persönlichkeitsbildung äußert sich im Maß der Autorschaft, der Fähigkeit, ein Leben nach eigenen Vorstellungen zu leben, eine in sich stimmige Praxis zu entwickeln, die durch weitgehend stabile normative und kognitive Muster geprägt ist. Dies macht auch den Ansatz meiner Theorie struktureller Rationalität aus, es sind im Wesentlichen die Strukturen, die Rationalität, Kohärenz und Sinn stiften. Es ist schwer zu sagen, wie Deutschland hier abschneidet. Wichtig scheint mir zu sein, dass auch für diejenigen, die nicht studieren oder studiert haben, Selbstbewusstsein, Stolz auf das Geleistete, auch Berufsstolz, möglich sind. Die typische Spaltung angelsächsischer Arbeitsmärkte in diejenigen, die einen College-Abschluss aufweisen und diejenigen, die lediglich jobben und sich von Job zu Job hangeln, ist für einen selbstbewussten Be-

rufs- und Lebensweg nicht zuträglich. Vielleicht ist dies die eigentliche, normative Stärke von Bildungssystemen, die hochdifferenzierte und anspruchsvolle nicht-akademische Ausbildungsgänge anbieten: Leistungs- und Qualitätsbewusstsein auch jenseits des akademischen Studiums zu vermitteln, auch Stolz auf das, was man kann, jenseits von dem, was man verdient. Die Tatsache, dass sich in Deutschland ein großer Teil der Mittelschicht nicht aus Akademikern, sondern aus Technikern, Handwerkern, Kaufleuten, eben nicht-akademischen Fachkräften, zusammensetzt, hat zu dieser Balance beigetragen. Um das zusammenzufassen: Ich bin der Überzeugung, dass bei einer rationalen, transparenten normativen Beurteilung Bildungssysteme mit mäßigen oder niedrigen Akademikerquoten und mit einer großen Vielfalt nicht-akademischer Ausbildungs- und Berufsangebote sowohl hinsichtlich der Jugendarbeitslosigkeit als auch hinsichtlich der Inklusion und der Persönlichkeitsbildung besser abschneiden als Systeme, die nur einen Weg in den Beruf, nämlich den über ein akademisches Studium, propagieren und diejenigen, die auf diesem Weg scheitern, zum lebenslangen Jobben verurteilen. Die verfügbaren internationalen Daten stützen zweifellos diese Überzeugung.

Die durch meinen Impuls ausgelöste Kontroverse hat bis in die Politik hineingewirkt und sich sogar im Koalitionsvertrag niedergeschlagen: Zum ersten Mal wurde die Stärkung des dualen Systems in einem Koalitionsvertrag deutlich festgehalten. Das duale System, das die parallele Ausbildung in Betrieb und Berufsschule beinhaltet, ist zu einem Exportschlager geworden und wird inzwischen beispielsweise von Spanien und den USA imitiert. Ein solches System funktioniert jedoch nur, wenn die Mehrzahl eines Jahrgangs auch tatsächlich in die berufliche Bildung geht und diese erfolgreich absolviert.

Ein Teil des Problems ist, dass die öffentlichen Debatten häufig in völliger Unkenntnis schlichter mathematischer Zusammenhänge erfolgen. Außerhalb des ökonomischen Umfelds, etwa in den Reden von Politikern, wird meist mit falschen Zahlen hantiert. Das will ich

an einem Beispiel erläutern. Deutschland hat gegenwärtig einen Akademikeranteil zwischen 12 und 16 Prozent in Bezug auf die gesamte Arbeitnehmerschaft. Mag sein, dass wir 25 oder 27 Prozent bräuchten, das wäre eine Erhöhung von rund zehn Prozentpunkten. Das ist eine Menge, und es kann sein, dass das nötig wäre. Daraus aber zu schließen, dass die gegenwärtige Hochschulzugangsberechtigung in Deutschland noch zu niedrig ist, ist ein Denkfehler. Wir sind momentan bei rund 58 Prozent eines Jahrgangs mit Hochschulzugangsberechtigung.

Das erklärte Ziel ist, wie der Bundesbildungsbericht immer wieder betont, dass das Gros derer, die eine Hochschulzugangsberechtigung erworben haben, auch anfangen zu studieren. Das wäre aber keine Anhebung des tertiären Sektors um ein paar Prozentpunkte, sondern eine Erhöhung von 15 auf knapp 60 Prozent. Und damit fast eine Vervierfachung des heutigen Akademikeranteils. Es ist völlig unersichtlich, an welcher Stelle dieser Bedarf an Akademikern bestehen soll. Dieses Problem ist wirklich ein ernstes. Unsere Politik wird dem Ernst der bildungspolitischen Lage nicht gerecht, die Situation, in die wir uns hineinmanövriert haben, scheint noch gar nicht erfasst.

An dieser Stelle will ich auf eine Studie des Bundesinstituts für Berufsbildung (BIBB) verweisen. Sie bildet eine Tendenz ab, worüber weitgehend Konsens besteht: Für 2010 bis 2030, einem Zeitraum von zwanzig Jahren, versuchte man zu berechnen, welche Anteile der verschiedenen Qualifikationsstufen aus dem Berufsleben ausscheiden und welche zur Verfügung stehen, um ins Berufsleben einzusteigen. Abhängig ist das von mehreren Faktoren, wie etwa der heutigen Verteilung der Qualifikationsstufen und der demografischen Entwicklung, also der Entwicklung der Jahrgangsstärken. Völlig klar ist, dass ein Faktor unsicher ist, nämlich der Einwanderungs- und Auswanderungssaldo, dieser hat sich in den letzten Jahren dramatisch verändert. Niemand hatte prognostiziert, dass wir 2013 einen Überschuss von 400.000 Menschen haben würden; davor gab es Jahre mit einem Null-Saldo, es gab auch schon Jahre mit

mehr Auswanderungen als Einwanderungen. Durch die besonders starke Euro-Krise im Süden Europas kippte die ganze Situation. Die Zuwanderung betrifft im Übrigen auch zum Teil hochqualifizierte Arbeitskräfte. Es ist also sehr schwer absehbar, wie sich das wirklich entwickeln wird, wobei es aufgrund der aktuellen Demografie trotzdem einen dramatischen Rückgang der insgesamt dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehenden Menschen geben wird.

So – und jetzt kommt der Hammer dieser Studie, über den allerdings kaum jemand redet: Im sogenannten Bereich der beruflich Gebildeten, also der nicht-akademischen Erwerbstätigen, die einen Berufsabschluss haben, ist ein zukünftiges Defizit von knapp fünf Millionen Menschen errechnet worden. Das heißt: In dem untersuchten Zeitraum von zwanzig Jahren scheiden knapp fünf Millionen mehr Menschen aus dem nicht-akademischen Berufsleben aus als neue zur Verfügung stehen. Der Bedarf an nicht-akademischen Fachkräften geht hingegen nicht zurück.

Treiben wir nun die Akademikerquote durch leichtfertiges Gerede weiter nach oben und suggerieren den Leuten, sie müssten unbedingt studieren, damit sie in dieser modernen Welt zurechtkommen, so ähnlich formuliert das jedenfalls Jörg Dräger, Geschäftsführer des Centrums für Hochschulentwicklung (CHE), dann wird sich das Problem noch einmal verschärfen. Im Bereich der akademisch Gebildeten wird nämlich ein Plus von 1,7 Millionen Menschen prognostiziert. Es ist nicht anzunehmen, dass diese alle Taxifahrer werden, wie es einem alten Klischee entspricht, vielmehr wird es zu einer Verdrängung auf dem Arbeitsmarkt kommen: Architekten übernehmen berufliche Aufgaben, die zuvor technische Zeichner wahrgenommen haben, Juristen die von Rechtshelfern, Psychologinnen die von Erzieherinnen und so weiter. Gut ist es weder für die einen noch für die anderen.

Und hier ist jetzt Dramatik angebracht. An dieser Stelle müsste das Bundesinstitut für Berufsbildung eigentlich Zeter und Mordio schreien: „Leute, hier droht eine Katastrophe, fünf Millionen fehlen uns bei den beruflich Ausgebildeten und im akademischen Bereich

habt ihr einen Überschuss von 1,7 Millionen!“ Stattdessen kommt ein verschüchterter Hinweis, ich vermute mal auch aufgrund politischer Rücksichtnahme auf den bisherigen Mainstream des Bundesbildungsministeriums, nämlich abzuwarten, ob die Absolventen der neu eingerichteten BA-Studiengänge diese Lücke füllen werden.

Mit anderen Worten: In Zukunft sollen die BA-Absolventen die fehlenden Schreiner und Mechatroniker und so weiter ersetzen. Wie das gehen soll, ist mir völlig rätselhaft. Das würde nur funktionieren, wenn man den amerikanischen Weg einschlägt. Der amerikanische Weg bedeutet, man bietet weitgehend praktisch orientierte City-Colleges mit zwei Jahren Ausbildung an. Das gilt dann als Studium und würde nach den absurden Statistiken der OECD zum tertiären Sektor zählen. In meinen Augen wäre das aber ein dramatischer Verfall der Qualifikation.

Niemand kann ernsthaft glauben, dass diese Form von Akademisierung beruflicher Bildung das heutige Qualitätsniveau hält. Das ist schon deswegen nicht möglich, weil ein solches College nicht die entsprechenden Apparaturen hat. Es hat nicht das Geld, hochmoderne technische Gerätschaften anzuschaffen. Auch unsere Universitäten verfügen nicht über den technischen neuesten Stand, jedenfalls nicht im Vergleich zu den Unternehmen, und darin besteht doch gerade der Sinn der dualen Ausbildung, nämlich dass im Betrieb an den neuesten technischen Gerätschaften ausgebildet wird und sie auf diese Weise kennengelernt werden können. Das ist die Praxis, und dazu kommt in der Berufsschule die Theorie. Diese Kombination würde kollabieren, und es ist keineswegs einzusehen, warum wir diese Stärke, die wir nun einmal in unserem Bildungssystem haben, jetzt abwracken sollen. Das ist in meinen Augen nicht nachvollziehbar, und ich hoffe, dass sich in dieser Sache der jetzt erkennbare Meinungsumschwung auch politisch auswirkt.

Klaus Zierer: Sie haben das duale System und den Bachelor gegenübergestellt, und in diesem Zusammenhang zitiere ich abermals Jutta Allmendinger aus ihrer Stellungnahme in „Die Zeit“. Sie argumentiert, dass sich der Bachelor gerade dadurch auszeichne,

Theorie und Praxis zu verbinden, insofern also ein neu geschaffenes duales System sei. Für sie sei der Bachelor das bessere duale System, weil er auf internationaler Ebene basiere und insofern anschlussfähig und der internationale Austausch möglich wäre.

Julian Nida-Rümelin: Mit Verlaub, das geht völlig an der gegenwärtigen Realität an den Hochschulen vorbei. Man merkt, dass Frau Allmendinger nicht mehr an der Universität tätig ist. Die eingeführten BA-Studiengänge haben an den Universitäten keineswegs eine Praxisorientierung mit sich gebracht, sondern eine Verschulung und Verflachung. Studierende haben heute wenig Wahlmöglichkeiten, sie arbeiten einen vorgegebenen Stundenplan ab, sie hetzen von Prüfung zu Prüfung, das learning to the job, ein generelles Problem des Prüfungssystems, hat massiv zugenommen, aber von Praxisorientierung in der Regel keine Spur!

In großen Teilen des universitären Studiums wäre auch völlig rätselhaft, wie eine solche Praxisorientierung aussehen sollte. Eine Praxisorientierung des Bachelor-Studiums in Philosophie würde dann wohl auf den Berufsstand des philosophischen Beraters abheben, zu dem sich vielleicht einige Dutzend in Deutschland zählen, aber nur die wenigsten auch von dieser Tätigkeit leben können. Oder soll das Bachelor-Studium in Philosophie statt der Lektüre und Diskussion schwieriger Texte in Zukunft für spezifische Aufgaben im Verlagswesen qualifizieren? Und welche Professorinnen und Professoren im Fach Philosophie sollten diesen Ausbildungsbestandteil übernehmen? Vermutlich diejenigen, die sich mit einer Schrift zur „Phänomenologie des Geistes“ von Georg Wilhelm Friedrich Hegel habilitiert haben oder diejenigen, die einen Großteil ihrer wissenschaftlichen Qualifikation mit dem Nachweis erarbeitet haben, dass man sowohl die „Philosophischen Untersuchungen“ als auch die Bemerkungen „Über Gewissheit“ von Ludwig Wittgenstein realistisch interpretieren kann?

Wenn man ein Studium der Philosophie zu einer praxisorientierten Ausbildung für spezifische berufliche Tätigkeiten umbaut, dann bleibt von diesem Fach nicht viel übrig. Ich habe über viele Jahrzehnte zu denjenigen in Deutschland gehört, die einem stärkeren

Praxisbezug der philosophischen Disziplin das Wort geredet haben, und ein Gutteil meiner eigenen Forschung bewegt sich im Grenzbe-
reich zwischen Ökonomie, Philosophie und Politikwissenschaft.

Aber das heißt nur, dass sich die Philosophie als Fach nicht iso-
lieren darf, dass sie ihre praktische Relevanz im Auge behalten muss,
dass sie ein neues Verständnis des Verhältnisses von Theorie und
Praxis entwickeln muss, mit anderen Worten, dass sie pragmatische
Impulse aufnehmen sollte. Das heißt nicht, dass das Studium der
Philosophie an einer Universität eine Ausbildung zu spezifischen
beruflichen Tätigkeiten wird. Das Fach Philosophie ist dadurch de-
finiert, dass es sich mit bestimmten Methoden, mit Begriffen, mit
Kriterien theoretischer und praktischer Vernunft, mit gedanklicher
Klarheit, mit Logik, Erkenntnistheorie und Ethik befasst. Ein sol-
ches Studium zu absolvieren, qualifiziert in vielen Fällen auch zu
beruflichen Aufgaben, die ein hohes Maß abstrakten Denkvermögens
voraussetzen, aber das macht ein Philosophiestudium nicht zu einer
praxisorientierten Ausbildung.

Dies könnte man nun an zahlreichen anderen universitären Stu-
diengängen durchexerzieren und zwar nicht nur beschränkt auf die
Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften.

Interessanterweise sind es gerade die Natur- und Technikwissen-
schaften, die sich besonders vehement gegen die Bologna-Philosophie
gewehrt haben und ich meine zu Recht. Ein Physikstudium, das den
Bologna-Prozess wirklich ernst nähme, würde drei Jahre praxisorien-
tierter Ausbildung mit dem Ziel der Berufsfertigkeit an den Beginn
stellen und dann ein zweijähriges wissenschaftliches Master-Stu-
dium für eine Minderheit anbieten. Es war und ist aber genau anders
herum: Die Physik beginnt mit Theorie und speziell mit sehr viel
Mathematik, um dann je nach Schwerpunktsetzung gegen Ende des
Studiums auch an konkrete experimentelle Anwendungsmöglich-
keiten heranzuführen. Man kann aber eine sechsjährige anspruch-
volle mathematische und theoretische Ausbildung in Physik nicht
durch ein lediglich zweijähriges wissenschaftliches Studium ersetzen.
Gleiches gilt für die Ingenieurwissenschaften.

Die heutigen Abschlüsse in Physik und in Ingenieurwissenschaften, der Master of Science, haben im Vergleich zum früheren Diplomphysiker oder Diplomingenieur in der internationalen Reputation deutlich gelitten. Dies ist der Grund, dass eine der führenden Technischen Universitäten Europas, die TU München, nach wie vor ein Diplomzeugnis für Ingenieurwissenschaft anbietet. Man kann nur froh darüber sein, dass die Technischen Universitäten sich den Reformen verweigert haben. Hätten sie die Bologna-Reformen wie vorgesehen umgesetzt, wäre der Qualifikationsvorsprung, den deutsche Ingenieure weltweit genießen, ebenso wie die Innovationskraft unseres Landes von heute auf morgen verloren gegangen.

Aber nicht nur hier, auch in den Geistes-, Kultur-, Sozialwissenschaften, dem berühmten GSK-Bereich, wie er im politischen Jargon genannt wird, ist Praxisorientierung der Untergang der Wissenschaftskultur. Um bei meinem Beispiel der Philosophie zu bleiben: Wie wollen wir denn Philosophie praxisorientiert studieren? Lesen Sie mal Platon praxisorientiert, das kann nicht funktionieren. Das heißt, in den beiden großen wissenschaftlichen Bereichen, Naturwissenschaften und Technik einerseits und Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften andererseits, ist die Idee, eine Art duales System an den Universitäten einzurichten, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Es wäre umsetzbar, sicher, aber um den hohen Preis des Qualifikationsverlusts. Wobei ich nichts gegen vereinzelte Angebote eines sogenannten dualen Studiums habe, eines Studiums, das mit einer Ausbildung in Betrieben verbunden ist.

Klaus Zierer: Sie unterstreichen den Wert des Studiums, die Entwicklung des Denkens, die Kreativität, die dadurch entsteht, wobei Sie die klassischen Akademikerberufe im Blick hatten. Das Hochtreiben der Akademikerquote geht einher mit stark forcierten systemischen Veränderungen. Man will neue Akademiker haben, gerade im internationalen Vergleich, damit sind zum Beispiel Erzieherinnen und Erzieher oder Krankenpflegende gemeint – und warum nicht auch der Schreinerberuf? Warum sollte man nicht auch diesen Berufen diese Möglichkeit geben, durch Bildung, durch ein Studi-

um kreativ zu sein? Was woanders gelingt. Warum soll es in diesen Bereichen nicht auch gehen und sinnvoll sein?

Julian Nida-Rümelin: Warum ist die heutige Ausbildung zum Schreiner, die eine Gesellen- und Meisterprüfung einschließt, nicht hochwertig und kreativ? Das ist eine sehr anspruchsvolle berufliche Bildung, die oft bis zum dreißigsten Lebensjahr dauert und eine ganz spezifische Qualifikation erfordert. Warum soll dieser Bildungsgang dadurch „geadelt“ werden, dass er auf einmal an Hochschulen angeboten wird? Das ist ein Bildungsdünkel übelster Art. Ich selbst stamme aus einer Künstlerfamilie, mein Vater hat nicht studiert, er ist mit sechzehn von der Schule gegangen und wurde dann nicht nur zum Künstler, sondern auch zu einem exzellenten Handwerker ausgebildet: Gerüstbau, Guss-Techniken, Wachs-, Gips-, Bronze-, Silbergüsse, die Technik der Freskomalerei und so weiter. Großen Wert legte er darauf, Handwerk und Kunst miteinander zu verbinden. Uns Kindern brachte er bei, es gehöre zur Bildung der Persönlichkeit dazu, mit Dingen umgehen zu können. Und für mich ist es ein Bildungsdünkel einer Bevölkerungsschicht, die sich aus den Bezügen des Praktischen und Haptischen entfernt hat und behauptet: „Eine Schreiner Ausbildung ist keine echte Bildung. Bildung ist es erst, wenn man an der Universität eine Vorlesung bei einem Professor gehört hat.“

Ich würde sogar noch weiter gehen: Immer mehr Menschen hier in Deutschland glauben, dass sich ihre Zugehörigkeit zur Mittelschicht durch ein Studium ihrer Kinder ausdrückt. Studieren die Kinder nicht, dann ist das der soziale Abstieg. Da jedoch nicht alle Kinder aus der Mittelschicht so begabt und engagiert sind, dass sie es problemlos bis zur Hochschulreife schaffen, entsteht ein massiver Druck auf die Schulen, doch bitte den Stoff so zu präsentieren, dass auch das unengagierteste und vielleicht von seinen Voraussetzungen nicht besonders geeignete Kind am Ende eine Hochschulzugangsberechtigung bekommt. Eine solche Entwicklung beinhaltet eine doppelte Abwertung. Zum einen für all diejenigen, die es dann trotzdem nicht schaffen, trotz aller Erleichterung bei der Normie-

rung des Bildungswegs. Wer auf dem Weg irgendwo hängen bleibt und nicht so weit kommt, ist für sein Leben gezeichnet. Das ist die Konsequenz, wenn alles Nicht-Akademische abgewertet wird. Und zum anderen ruinieren wir die Spezifika der akademischen Bildung, die in der Wissenschaftsorientierung bestehen. Ich bin der Letzte, der der Meinung ist, Wissenschaftsorientierung sei das Entscheidende, das wäre eine völlig unberechtigte Unterstellung. Aber ein wissenschaftliches Studium beruht auf wissenschaftlicher Forschung und wissenschaftlicher Erkenntnis, das ist kein Studium für alle, aber es ist auch nichts Besonderes. Es erfordert die spezifische Fähigkeit, mit intellektuell schwieriger Materie umzugehen. Andere haben andere Fähigkeiten, die genauso viel wert sind.

Wofür ich argumentiere, ist eine Gleichwertigkeit und Gleichrangigkeit von akademischer und nicht-akademischer Bildung. Gegenwärtig richten wir durch unseren Bildungsdünkel beides zugrunde oder sind auf dem besten Weg dahin. Nicht nur Lehrer, auch Professoren stehen unter dem Druck, sogar solche Studenten zum Abschluss zu bringen, die schon vor zehn oder zwanzig Jahren beim Deutschaufsatz in der Schule gescheitert wären, das muss man nun mal einfach sagen. Wir Professoren sollen dafür sorgen, dass die Abbrecherquoten nicht so hoch sind.

In der Tat ist der Jahrgangsanteil der Studierenden mit der Einführung der Bologna-Reform dramatisch nach oben gegangen und damit ist der Anteil derjenigen, die für ein Studium nicht geeignet sind und trotzdem studieren, offenkundig gewachsen. Und es ist besser, wenn das im ersten Jahr des Studiums festgestellt wird, zum Beispiel dadurch, dass in den Ingenieurwissenschaften, der Physik, der Chemie, der Meteorologie und so weiter eben am Anfang ein paar Mathematikklaturen zu bewältigen sind. So merken vielleicht einige, dass sie für das gewählte Fach nicht geeignet sind. In diesen Fällen werden nicht erst vier Jahre studiert, um dann festzustellen, dass ein Abschluss wohl nicht erreicht werden kann. Ich empfehle, die steigenden Abbrecherquoten als ein Signal zu interpretieren, das wir ernst nehmen sollten. Schon jetzt nimmt ein zu hoher Anteil

eines Jahrgangs ein Studium auf, obwohl sie dafür nicht wirklich geeignet sind, aber auf die Hochschulen wird Druck ausgeübt, die Abbrecherquoten auch um den Preis von Qualitätsverlusten immer weiter abzusenken.

Klaus Zierer: Sie erwähnen die Praxisorientierung als Untergang der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften, und gleichzeitig scheint jedoch die Abbruchquote im Fach Philosophie seit Einführung des Bachelor zu sinken.

Julian Nida-Rümelin: Das betrifft nicht nur die Philosophie, sondern überhaupt die Geisteswissenschaften an den Universitäten. Bedingt ist das durch eine Fehlentscheidung von 1977, damals beschloss die Kultusministerkonferenz einstimmig die berühmte Untertunnelung der Studentenberge. Überlastungen bis zu 100 Prozent und mehr wurden zugelassen, in der Annahme, es handele sich nur um ein vorübergehendes Phänomen. Als ein solches wurde es damals von Statistikern prognostiziert. Diese Prognose traf aber nicht ein, der Tunnel wurde gewissermaßen immer tiefer in den Berg hineingebaut, mit der Folge, dass es in den Geistes- und Sozialwissenschaften Seminare mit 150 Teilnehmern und Vorlesungen mit bis zu tausend Teilnehmern gab. Die Universitäten reagierten, indem das Studium so unstrukturiert wie nur irgend möglich gelassen wurde. Jeder durfte wählen, was ihm passte. Das hat übrigens super funktioniert; die Überschneidungsfreiheit, die jetzt ein so großes Problem ist, war damals keines. Es gab eine große Flexibilität, man konnte immer alles irgendwie kombinieren, diese Zeiten sind jetzt vorbei.

Das wiederum ist ein großer Verlust an Interdisziplinarität, aber nicht nur das: Die selbstständigen Studenten kamen mit dem alten System wunderbar zurecht, aber eine Mehrheit war überfordert. Sich eigenständig herauszusuchen, bei wem ich was studiere und wie verschiedene Themen vielleicht zusammenpassen, war eine schwierige Aufgabe, die nicht alle bewältigen konnten. An der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität gab es in einigen Fächern eine Studienabbrecher-Quote von bis zu 80 Prozent, das war natürlich ein

untragbarer Zustand. Allerdings lässt sich das etwas abmildern, denn viele haben in dieser Zeit einfach mal ein Studium aufgenommen, währenddessen aber gejobbt und dies und jenes gemacht und eigentlich bereits gehaut, dass sie vielleicht nicht für das Philosophiestudium geeignet waren. Der Studienabbruch war dann eher ein Zeichen des Erfolges, da sich andere Perspektiven ergeben hatten.

Klaus Zierer: Ich möchte gerne auf den Vorwurf eingehen, dass der Akademisierungswahn zu einer Selektion und damit zu einer Spaltung von Bildung und auch der Gesellschaft führe.

Julian Nida-Rümelin: Bildung soll überhaupt nicht selektieren. Bildung ist ein Differenzierungsangebot und keine Selektionsmaschine. Am einfachsten lässt sich das realisieren, indem die Bildungsdividenden nicht mehr danach ausgezahlt werden, wie lange jemand im allgemeinen Bildungssystem verharzt.

Ich kann überhaupt nicht nachvollziehen, warum eine Altenpflegerin ein Drittel von dem verdient, was ein Gymnasiallehrer an Einkommen bezieht. Die Ausbildung zum Altenpfleger ist sehr anspruchsvoll, und die Tätigkeit selbst ist physisch und psychisch belastend. Es gibt auch viel zu wenige, die diesen Beruf ergreifen wollen, das heißt, wir müssen ökonomische Anreize setzen, um mehr Menschen dazu zu bringen, diesen Beruf ausüben zu wollen. Vorhandene Gehaltsdifferenzen müssten eingeebnet werden – und dann wäre das Signal sowieso klar. Akademiker haben nichts mit Elite zu tun, sie verfügen lediglich über eine spezifische Fähigkeit. Mehr nicht.

Noch ist es so, dass diejenigen, die ein Studium abgeschlossen haben, im Durchschnitt immer noch deutlich mehr verdienen als die, die zum Beispiel eine duale Ausbildung absolviert haben, bis zu 60 Prozent sogar. Diese Debatte krankt an einem sehr fundamentalen Denkfehler, und man muss sich wirklich etwas wundern, dass er über Jahrzehnte eine ganze Bildungsagenda prägen konnte. Ich meine den Denkfehler, auf dem schon der Aufschrei von Georg Picht im Jahre 1964 beruhte („Die deutsche Bildungskatastrophe“), als er den geringen Bildungsstand der deutschen Bevölkerung an-

prangerte. Pichts Kritik war berechtigt. Deutschland war damals mit einer Akademikerquote von fünf oder sechs Prozent auf einem gefährlichen Weg. Wäre es bei diesem Niveau geblieben, wäre es schwierig geworden. Picht hatte durch seine Analyse und die dadurch entstandene Debatte einen Beitrag dazu geleistet, dass sich das verändert hat. Aber zugleich etablierte er damit eine Agenda in der Bildungspolitik, die in meinen Augen erst jetzt als verfehlt deutlich wird. Er meinte: Solange jemand mit einem akademischen Abschluss mehr verdient als eine Person mit einem beruflichen Abschluss, solange ist es volkswirtschaftlich gesehen wünschenswert, dass der Anteil derjenigen steigt, die einen akademischen Abschluss haben. Dann steigt das Einkommen pro Kopf und das Bruttoinlandsprodukt vermutlich auch. Das ist genau jener Denkfehler. Dass es dazu nie einen richtigen Widerspruch gab, finde ich ein bisschen besorgniserregend. Es gilt jedoch weiterhin, dass diejenigen, die den höheren Abschluss haben, mehr verdienen als die anderen, da hat sich nichts geändert. Was sich geändert hat: Bei beiden Gruppen ist das Durchschnittseinkommen gesunken. Diese Situation erleben wir gegenwärtig immer häufiger, weil viele nicht mehr adäquat beschäftigt werden. Das Dilemma besteht darin, dass jeder optimiert und dennoch alle verlieren. Wenn das von Picht initiierte bildungsökonomische Dogma zuträfe, dann müsste sich das in internationalen Vergleichen abbilden: Länder mit einem höheren Akademikeranteil müssten ökonomisch besser dastehen. Das Gegenteil ist jedoch der Fall, wir sprachen davon.

Wenn wir also, wie der Philosoph und Theoretiker Eric Voegelin, der frühere Chef des politikwissenschaftlichen Geschwister-Scholl-Institutes in München, zu sagen pflegte, einen Tropfen Empirie in die Debatte träufeln, dann wird sofort deutlich, dass es keine nachvollziehbare Korrelation zwischen Akademikerquote und Bruttoinlandsprodukt pro Kopf gibt. Eine höhere Akademikerquote wirkt sich nicht positiv auf den ökonomischen Zustand eines Landes aus. Die empirischen Daten widerlegen diese Theorie so eindrucksvoll, dass man sich wundert, wie sie das bis jetzt überleben konnte.

Mittels Ideologisierung immunisieren sich Theorien gegen kritische Einwände, und immer wieder wird auf die OECD Bezug genommen, die gründlich recherchierte, interessante Statistiken zusammenstellt, diese aber in einer Weise bewertet, die jeder rationalen Grundlage entbehrt.

Klaus Zierer: Die Ideologisierung ist ein anderer Punkt beim Akademisierungswahn. Oft genug heißt es, man solle sich verstärkt um die Schwächeren kümmern.

Julian Nida-Rümelin: Das soll man ja auch. Aber kümmern bedeutet, ihnen etwas anzubieten, was sie auch bewältigen können. Und noch einmal, das ist keine Abwertung. Findet man es elitär, wenn 80 Prozent der Bevölkerung vom akademischen Studium ausgeschlossen sind, so könnte man umgekehrt sagen, wenn auf einmal 80 Prozent eines Jahrgangs technische Berufe erlernen würden, müsste man sich um die Technik in Deutschland größte Sorgen machen, weil die Allermeisten wahrscheinlich nicht die Begabung und die Fähigkeiten dafür mitbringen.

Hier zeigt sich die kognitive Schlagseite unseres Bildungssystems. Die Qualifikation für weiterführende Schulen ist rein kognitiv, künstlerische, handwerkliche, technische, soziale Leistungen gehen nicht ein, wenn über die weiteren Bildungswege entschieden wird. Um sich die Einseitigkeit dieser Bildungspraxis klarzumachen, stelle man folgendes Gedankenexperiment an: Angenommen, in der vierten Klasse der Grundschule würden die handwerklichen Fähigkeiten der Kinder geprüft. Hier werden sich – wie im kognitiven Bereich – große Unterschiede herausstellen, die auch mit Begabungen und nicht nur mit Übung zusammenhängen. Angenommen, man würde nun allen, die bei diesen Tests gut abschneiden, die Option öffnen, eine Realschule mit handwerklich-technischem Schwerpunkt zu besuchen und diejenigen, die dabei schlecht abschneiden, müssten das Gymnasium besuchen. Unter umgekehrten Vorzeichen ist das unsere aktuelle Bildungspraxis: Wir selektieren nach bestimmten kognitiven Fähigkeiten, unterschlagen andere Fähigkeiten und gehen davon aus, dass diejenigen, die in dem einen Bereich (dem kognitiven) weniger

gut abschneiden, dann für den anderen Bereich besonders geeignet sind. Implizit wird hier eine Normierung vorgenommen, wonach kognitive Fähigkeiten das einzige Auswahlkriterium sind und kognitive Praktiken jeweils anspruchsvoller seien als zum Beispiel handwerklich-technische.

Die ganze menschliche Existenzform in den Blick nehmen hieße, unterschiedliche Fähigkeitenprofile gleichwertig zu behandeln, zumal diese in der Berufspraxis eine wichtige Rolle spielen. Der Erfolg in sozialen Berufen hängt weniger von bestimmten kognitiven Leistungen ab als von der Fähigkeit, sich auf die Bedürfnisse anderer Menschen einzustellen, die eigene Praxis kohärent zu strukturieren, mit anderen verständlich zu kommunizieren.

Klaus Zierer: Zusammengefasst heißt das für mich, dass bei der Akademisierung darauf geachtet werden muss, die Menschen ihren Möglichkeiten entsprechend zu fördern, sodass diese ihre Fähigkeiten auch nutzen können. Es ist schlicht und ergreifend nicht jeder zum Akademiker geboren, sodass es letztlich keinen Sinn ergibt, wenn wir Akademiker-Quoten von 80, 90 oder 100 Prozent hätten. Damit in Verbindung steht der Begriff der Gleichwertigkeit. Akademiker zu sein, ist nicht das Maß aller Dinge. Eigentlich ist der Vergleich allein schon verkehrt, denn wenn es um Gleichwertigkeit geht, dann ist einzig entscheidend, wie ich zu einem erfüllten Leben komme, wie ich soziale und kulturelle Teilhabe erfahre, ganz gleich, ob ich Akademiker bin oder nicht.

Julian Nida-Rümelin: Genauso sehe ich das. Die bildungsprogrammatische Botschaft ist: Die Aufgabe von Bildungsangeboten besteht darin, Menschen ihren Weg finden zu lassen, einen Weg, der zu ihnen passt. Verstehen wir das Bildungssystem als Rattenrennen, bei dem die, die am längsten mithalten können, entsprechend belohnt werden, so ist das inhuman. Dabei wird alles nur noch unter dem Aspekt gesehen, wen ich wie bei diesem Rennen hinter mir lassen kann.

Ich habe nichts gegen Konkurrenz, aber die Instrumentalisierung von Bildung für andere Zwecke hat ihre Grenzen. Sie verhindert, dass Jugendliche und Kinder ihr – ich formuliere das mal ein biss-

chen philosophisch – Eigenes finden, bei dem sie am Ende das Gefühl haben, ja, das bin ich, das will ich tun, da mache ich etwas Vernünftiges. Setzt man dagegen für alle den gleichen Standard, schafft man zu viele Versager.

Das gegenwärtige Heilmittel, die Ansprüche in der akademischen Welt herabzusetzen, ist keine gute Lösung. Damit verlieren wir nur einen wichtigen Motor der gesellschaftlich kulturellen Entwicklung, nämlich die wissenschaftsorientierte Lehre an den Universitäten. Nicht nur die wissenschaftliche Forschung würde darunter leiden. Die akademische Ausbildung ist nur ein Angebot neben vielen. Wer dafür geeignet ist, soll diesen Weg gehen, andere haben andere Wege.

Die Stärkung der beruflichen Bildung ist auch ein Integrationsangebot. Jemand, der aus einer ländlichen Region, zum Beispiel der östlichen Türkei, hierhergekommen ist und sich in Deutschland ein Leben aufgebaut hat, muss nicht unbedingt ein besonderes Interesse daran haben, Latein zu lernen und Rilkes Gedichte zu interpretieren. Das gibt es natürlich auch, aber das ist nicht die Mehrheit. Den allermeisten ist das kulturell erst einmal fremd, wobei das nicht als Vorwurf gemeint ist, sondern als ein Hinweis darauf, dass das Bildungssystem andere Angebote machen sollte, die zum Erfolg, auch zum beruflichen Erfolg und vielleicht sogar zu hohen Einkommen führen.

Klaus Zierer: Das führt nur zu einer Reduzierung der Ansprüche, das kann nicht unser Ziel sein.

Julian Nida-Rümelin: Nicht Reduzierung, sondern Vielfalt der Bildungsangebote ist die Lösung. Gerade hatte ich vierzigjähriges Abiturtreffen. Ich will jetzt nicht zu persönlich werden, aber eines war auffällig: Der ökonomische Erfolg der einzelnen Schüler – und das kann man nun vierzig Jahre später durchaus abschätzen – steht in keinem nachvollziehbaren Verhältnis zu den Schulnoten.

Klaus Zierer: Und da setzen Eltern leicht die falsche Brille auf. Es geht nicht darum, was ich später bin, nach dem Motto „Mein Haus, mein Auto, ...“, sondern darum, ob ich mit meinem Leben glücklich,

ob ich zufrieden bin. Das ist ein ganz entscheidender Punkt, wenn man über Bildung spricht. Es geht um Lebensentwürfe, um das, was ich aus meinem Leben mache. Wenn etwas für mich sinnvoll ist, wenn mein Leben stimmig ist, dann ist es gut. Das ist ein Urgedanke, den man weit in die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen kann.

Julian Nida-Rümelin: Er macht gewissermaßen den Kern der humanistischen Bildungsphilosophie aus. Bildung ist demnach nicht ein Instrument für etwas, sondern es geht erst einmal um mich und darum, ob ich meine Fähigkeiten zur vollen Entfaltung bringen kann. Für manche liegen die eigenen Schwerpunkte woanders und der Beruf ist lediglich Mittel zum Zweck. Andere sehen ihre volle Entfaltung im Beruf. Das ist eine puritanische, eine protestantisch geprägte Haltung, die sich offenbar auch im Konfuzianismus kulturell etabliert hat. In katholischen und muslimischen Kulturen eher nicht. Und ich finde auch nicht, dass das puritanische Modell in jedem Fall das bessere ist. Eine Zeit lang habe ich auf Sizilien gelebt, und mir fiel auf, dass es sich dort nicht gehörte, sofort danach zu fragen, was man beruflich machen würde. Ganz im Gegensatz zu Deutschland oder den USA, wo auf jeder Cocktailparty die erste Frage lautet: „Was tust du beruflich?“ Das gehört sich dort nicht, es könnte ja schwierig werden. Das ist Mittel zum Zweck, aber es hat auch einen interessanten Gender-Aspekt – Männer können sich nicht über ihren Beruf wichtigmachen. Und Frauen, die zu Hause sind und keinen Beruf haben, werden nicht abgewertet. Frauen, die sich um Haushalt und Kinder kümmern, spielen dort eine stärkere Rolle als in puritanischen Milieus.

Klaus Zierer: Aus meiner Sicht ist es ziemlich problematisch, wenn versucht wird, Bildung zu quotieren, also über Quoten Entscheidungen zu treffen. Letztlich hat eine Quote immer etwas mit Messung zu tun, und gerade der Kern des Menschseins, das Humane, entzieht sich einer Messung.

Julian Nida-Rümelin: Ist der Eindruck entstanden, dass ich für Quoten bin? Das wäre dann ein Missverständnis, ich bin überhaupt nicht dafür, dass der Staat irgendetwas quotiert und Vorgaben macht,

im Sinne von „so und so hoch sollte der Akademikerprozentsatz sein“. Was ich kritisiere, ist genau das Gegenteil.

Jahrzehnte der Propaganda sind über das Land gegangen, die Quote sei zu niedrig, man müsse sie anheben, und das hat dann irgendwann auch Wirkung gezeigt. Natürlich schafft der Staat für seine Bildungseinrichtungen auch Kapazitäten, und die Frage ist, wie groß diese Kapazitäten zu sein haben. Insofern muss er nolens volens eine gewisse Richtung vorgeben und auch verantworten.

Aber das Ende der 70er-Jahre nicht vorrangig der Ausbau der Fachhochschulen, sondern der Universitäten betrieben wurde, halte ich für einen der großen Sündenfälle der deutschen Bildungspolitik. Das war eine Kapazitätsentscheidung. Die Fachhochschulen sollten lediglich als Ergänzung dienen. Wäre es anders verlaufen, dann hätte es diese Konflikte gar nicht erst so massiv gegeben. Der Anteil derjenigen, die für ein wissenschaftliches Studium nicht geeignet sind und trotzdem studieren, wäre nicht so groß geworden. An den Fachhochschulen handelt es sich nicht um ein wissenschaftliches Studium, die Lehrenden qualifizieren sich nicht primär über Forschungsleistungen – für viele Studierende ist das die bessere Alternative.

Klaus Zierer: Auch die meisten pädagogischen Hochschulen wurden in dieser Zeit zu Universitäten umgewandelt. Aber gerade für die Lehrerbildung waren die pädagogischen Hochschulen nicht schlechter.

Julian Nida-Rümelin: Ich halte das im Nachhinein auch für einen Fehler. Sie können das viel besser beurteilen als ich, aber dadurch entstand eine Art Anpassungsdruck der Pädagogik ans wissenschaftliche Milieu der Geisteswissenschaften, und die einstige Praxisorientierung, also die Orientierung auf den Unterricht an den Schulen, hat darunter gelitten.

Klaus Zierer: Die Anpassung war vor allem nicht eine an die Geisteswissenschaften, sondern an die Sozialwissenschaften und an die Naturwissenschaften. Sie galten als die wirklichen Wissenschaften. Man versuchte, ihre Standards zu übernehmen, völlig missachtend, dass wir es in der Pädagogik nicht mit einer dinglichen Welt

zu tun haben, sondern mit Menschen. Allein deswegen konnte es gar nicht funktionieren.

GERECHTE UNGLEICHHEIT

Klaus Zierer: Genauso leidenschaftlich wie der Akademisierungswahn oder die Akademisierungsquote wird auch die Frage nach Bildungsgerechtigkeit diskutiert. Und das schon länger. Bei jedem Wahlkampf wird der Begriff verwendet, wobei „Gerechtigkeit“ selbst in allen möglichen Zusammenhängen genannt wird. Nehme ich also den Begriff „Bildungsgerechtigkeit“ und teile ihn in „Bildung“ und „Gerechtigkeit“, dann könnte ich schon die einzelnen Komponenten kaum in wenigen sinnvollen Worten umschreiben. Insofern scheint die Verbindung beider Begriffe eine Herausforderung zu beinhalten.

Ich stelle unser weiteres Gespräch unter das Motto: „Gerechte Ungleichheit“. Das ergibt ein Spannungsfeld zwischen zwei Polen, wobei der eine Pol mit „Allen das Gleiche“ erklärt werden könnte: Ein Mensch darf nicht aufgrund seiner Hautfarbe, seines Geschlechts, seines Alters, seiner Größe oder was auch immer benachteiligt werden. Es geht um das, was jedem Menschen zukommt und insofern bei allen in gleicher Weise gegeben ist. Im Kontext von Bildung heißt das: Jeder Mensch kann sich in gleicher Weise bilden, staatliche Angebote müssen für alle offen und zugänglich sein, sie müssen auch garantiert sein. Der andere Pol, der bis in die Antike zurückgeht, lautet: „Jedem das Seine.“ Damit rücken die unterschiedlichen Fähigkeiten, Interessen, Eignungen, Wünsche und Bedürfnisse des Menschen ins Zentrum. Hier ist die Individualität gemeint, durch die sich jeder von seinen Mitmenschen unterscheidet. Was zur Folge hat, dass die Förderung des Menschen nur differenziert vonstattengehen kann. Differenzierungsangebote sind also notwendig. Ich greife eine Formulierung von Ihnen auf, die an dieser Stelle recht gut hineinpasst. Nehme ich die Autorschaft des Lebens an diesem Punkt ernst, darf sie keine Einbahnstraße sein, also kein „Allen das Gleiche“, sondern ein „Jedem das Seine“: Jeder hat sein eigenes Leben und muss versuchen, daraus das Beste zu machen.

Julian Nida-Rümelin: Mit der Idee, dass Bildung nicht selektiert, sondern differenziert, ist gemeint, dass Bildung ein Angebot ist, eigene Wege zu finden und zu gehen. Wesentlich ist nicht, ob man das in einem drei-, zwei- oder eingliedrigem Schulsystem realisiert, sondern dass es unterschiedliche Bildungswege geben sollte und dass die Bildungs- und Berufschancen nicht von der Herkunft, sondern von der Begabung, von Interessen und Engagement abhängen.

Ich habe die Vorstellung eines sich verzweigenden Strauchs: Am Anfang steht die Grundschule, in der es vor allem – aber nicht nur – um die Vermittlung von gemeinsamen Kulturtechniken wie Lesen, Schreiben und Rechnen geht, und danach differenziert sich das immer mehr aus, bis dieser individuelle Bildungsweg gediehen ist. Deswegen bin ich ja dafür, dass wir nicht normieren und lediglich danach unterscheiden, wer für sich welchen Weg findet. Wer also Schreinermeister werden will, begibt sich auf einen langen Bildungsweg, für diesen Bildungsweg ist die Interpretation von Rilke-Gedichten nicht so wichtig. Andere Fähigkeiten werden benötigt. Dieser Bildungsweg endet normalerweise sogar später als der eines Bachelor-Absolventen, der Germanistik studiert hat und für den Rilke-Interpretationen relativ wichtig sind.

Das sind zwei unterschiedliche Wege. Es gibt hier kein oben und unten, keine Hierarchie, und das Bildungssystem sollte diese Vielfalt sichtbar machen. Was ich an Gymnasien kritisiere ist, dass der Bezug auf das Haptische, auf das Technische, das Handwerkliche, auch das Soziale so gut wie ausgeblendet ist. Das führt zu einer Fehlwahrnehmung insbesondere bei Kindern aus bürgerlichen Milieus, für die diese Dinge kaum existent sind. Da bedarf es einer deutlichen Differenzierung.

Klaus Zierer: Im Kontext von PISA wird darauf verwiesen, dass der Bildungserfolg stark vom sozioökonomischen Status der Eltern abhängt. Ich frage hier provokativ: Wovon soll er sonst abhängen? Aus Studien ist beispielsweise bekannt, dass wir bis zum Schuleintritt einen Unterschied von 30 Millionen gehörten Wörtern bei Kindern aus bildungsnahen Milieus im Vergleich zu Kindern aus

bildungsfernen Milieus haben. Allein dadurch also, dass Eltern einen anderen Bildungsabschluss haben, sprechen sie mehr mit ihren Kindern, und die wiederum bekommen eine größere Variante von Wörtern mit. Dass der Bildungserfolg vom sozioökonomischen Status der Eltern abhängt, ist somit Naturgesetz. Problematischer ist vielmehr, dass Kinder aus einem bildungsfernen Milieu bessere Noten brauchen, um eine Gymnasialempfehlung zu bekommen, als Kinder aus einem bildungsnahen Milieu. Denn somit verstärken Bildungssysteme die natürlichen Unterschiede, was dann ungerecht ist.

Julian Nida-Rümelin: Ich möchte ein wenig ausholen, um die üblichen Raster hinter uns zu lassen. Angenommen, wir hätten ein wirklich humanes Bildungswesen und eine humane Ökonomie, dann hätten wir in der Wirtschaft nicht diesen gegenwärtigen Trend. Nämlich dass diejenigen, die viel verdienen, in den letzten Jahren deutliche Steigerungen verzeichnen konnten, und diejenigen, die ab der Mitte abwärts anzusiedeln sind, eher eine ökonomische Stagnation oder gar einen Rückgang ihrer finanziellen Verhältnisse erfahren. In Deutschland ist das schon ziemlich dramatisch, in den USA sogar exorbitant. Dabei gehören die USA zu den Ländern, die im Vergleich zu anderen westlichen Staaten noch ein hohes Wirtschaftswachstum verzeichnen. Aber dieses hohe Wirtschaftswachstum kommt zum überwiegenden Teil den bestverdienenden drei Prozent der Bevölkerung zugute. Das heißt, der Rest der Bevölkerung hat wenig oder nichts davon. In den USA haben seit den 70er-Jahren diejenigen, die keinen Collegeabschluss vorweisen können, also die Hälfte der Bevölkerung, keinen realen Einkommenszuwachs mehr. In Deutschland gibt es seit den 90er-Jahren nur ein geringes Ansteigen der Realeinkommen. Gegenwärtig sehe ich eine Tendenz, die eine historische Parallele im 19. Jahrhundert hat, und das ist besorgniserregend.

Ich bin nie ein radikaler Kapitalismuskritiker gewesen oder gar ein Marxist, im Gegensatz zu vielen anderen meiner Generation, aber man kann durchaus sagen, dass der ungefesselte Kapitalismus,

der „Manchester-Kapitalismus“, durch die Globalisierung, die internationalen Finanzmärkte und die Internationalisierung der Arbeitsmärkte wieder aufersteht. Gut beobachten lässt sich das in China, in den USA und in Südamerika. In Europa, insbesondere in Skandinavien, wird dieser Trend durch den Sozialstaat gedämpft, aber diese Dämpfungsfaktoren verlieren offenbar an Wirkung, an Kraft.

Sollte dieser Prozess anhalten, hätten wir am Ende eine Situation, in der ein Großteil der Menschen von vornherein weiß – so wie einst im 19. Jahrhundert –, dass sie ohnehin keine Chance haben werden. Zunehmend tritt eine Feudalisierung ein – das von Wenigen erworbene Vermögen wird an die nächsten Generationen weitervererbt. Wenn sich diese Entwicklung dann im Bildungssystem niederschlägt, mit einer weitgehenden Privatisierung der Bildung, bei der nur teure Anstalten anspruchsvolle Bildung und staatliche Institutionen nur mittelmäßige Bildung vermitteln, dann hätten wir ein Auseinanderdriften der Gesellschaft, was demokratieunverträglich wäre.

Das ist also der größere politische und historische Kontext, in den ich unsere Debatte gern stellen würde. Der utopische Gegenentwurf, der nicht leicht zu realisieren ist, bestünde darin, diesem Trend eine Vielfalt entgegenzusetzen, ein Fördern von unterschiedlichen Begabungen und Lebenswegen, eine Inklusion. Damit meine ich: Eine Gesellschaft, die inkludiert, grenzt niemanden aus, hängt niemanden ab. Bildung ist dabei nicht das alleinige Mittel, aber sie ist ein wesentlicher Faktor. Bildung kann nie ökonomische Prozesse außer Kraft setzen, das war vielleicht auch die Enttäuschung einer ganzen Generation vor nicht allzu langer Zeit. Die Achtundsechziger glaubten, durch eine Veränderung des Bildungssystems ließe sich die Welt ändern, doch so einfach funktioniert das nicht. Das kann nur vom ökonomischen System selbst ausgehen. Anzeichen für einen Trendwechsel gibt es, zum Beispiel konvergieren die akademischen und die nicht-akademischen Abschlüsse im Lebensarbeits-einkommen seit Jahrzehnten.

Gelänge es, diese Selektionsmaschine hinter uns zu lassen, was auch bedeuten würde, dass die Top-Unternehmen sich ihre Mitarbeiter nicht nur aus den Elite-Institutionen aussuchen, weil unterschiedliche Bildungswege angeboten werden, dann könnte es gelingen, dass es am Ende nicht die einen gibt, die dabei sind und gesellschaftlich mitmischen, und die anderen, die sich abgehängt fühlen. Die Debatte um Bildungsgerechtigkeit würde einen völlig anderen Charakter bekommen. Konkret gesagt: Wenn ich nur über einen Studienabschluss an einer besonderen Universität in den USA die Möglichkeit habe, in bestimmten Unternehmen etwas zu werden, dann kommt es natürlich sehr darauf an, wer welche Chancen hat, überhaupt an diese Einrichtung zu gelangen. Eine Harvard-Studie zeigte, dass überwiegend Harvard-Absolventen ihre Kinder wieder nach Harvard schicken. Das ist nicht gerade das, was man sich unter einer inklusiven Bildung vorstellt. Hier verteidige ich das deutsche Bildungswesen gegen das amerikanische, denn wer in Passau Jura studiert hat, ist genauso ein Jurist wie der, der in Berlin oder München studiert hat. Das Staatsexamen hat einen gleichen Wert, und das ist ein großer Vorteil. Auch die Hochschulreife ist allgemeingültig, es kommt nicht darauf an, an welcher Schule man sie erworben hat, anders als in den USA.

Ich verteidige diese europäische Tradition der allgemeinen Bildung, die ein gewisses Maß an Gleichrangigkeit schafft, da sie unabhängig vom Geldbeutel der Eltern ist. Und wenn im bayerischen Landkreis Miesbach die Akademikerquote erstaunlich niedrig ist – bei einem ziemlich hohen Durchschnittseinkommen –, dann muss das nicht ein Indiz für mangelnde Bildungsgerechtigkeit sein, sondern kann einfach dafür sprechen, dass die Berufschancen dort in nicht-akademischen Berufen günstig sind.

Wäre das Durchschnittseinkommen von Akademikern nicht mehr höher als das der beruflich Gebildeten, dann würde niemand mehr davon reden, dass es ungerecht sei, wenn Kinder von Nicht-Akademikern Nicht-Akademiker bleiben. Tatsächlich verdienen Techniker und Handwerker in Deutschland meist mehr als Absolventen

geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Studiengänge. Stellen Sie sich einmal vor, Nicht-Akademiker würden im Durchschnitt das Doppelte von dem verdienen, was Akademiker an Einkommen haben. Irgendwann würde sich der Diskurs umdrehen, dann würde man sagen, wie es denn käme, dass man wieder so viele Handwerker hervorbringe, das sei ja ungerecht für die Akademiker-Kinder, die würden ja nicht Handwerker werden und könnten deswegen nicht genug Geld nach Hause bringen.

Das heißt: Je stärker die Selektions- und Zuteilungsfunktion von Bildung ist, umso dramatischer stellt sich das Problem. Je schwächer sie ist, je humaner die Ökonomie ist, umso weniger dramatisch stellt sich die Frage. Dann ist es auch wieder völlig in Ordnung, wenn das Professorenkind wieder gern Professor werden möchte und das Schreinerkind wieder Schreiner. Das wäre für sich genommen noch kein Gerechtigkeitsproblem.

Klaus Zierer: Bei einem solchen Weg würde es keinen Sinn ergeben, das Bildungssystem strukturell zu reformieren. Ob ein Schulsystem gegliedert sein sollte oder nicht, wäre dann völlig egal, man müsste ja gesamtgesellschaftlich ein anderes Bewusstsein für Bildung entwickeln.

Julian Nida-Rümelin: In dieser idealen, utopischen Welt wäre es in der Tat relativ egal. Gegen die Dreigliedrigkeit spricht eine viel zu frühe Separierung, die zwar immer noch durchlässig ist, gleichwohl zu einer relativ frühen Art der Gruppenbildung führt. Ob drei- oder zweigliedrig: Neunjährige Kinder können den Eindruck gewinnen, sie seien der einen oder anderen Gruppe zugeteilt und mit einem Stigma versehen. Die Differenzierungsmöglichkeiten haben sich jedoch auch gebessert, das muss man anerkennen, insbesondere mit den Fachoberschulen und Berufsoberschulen, die auch für all diejenigen offenstehen, die erst einmal einen anderen Weg gegangen sind und sich dann für eine akademische Ausbildung entscheiden.

Klaus Zierer: Über den zweiten Bildungsweg schaffen immer mehr den Anschluss an ein Hochschulstudium. Es gibt ja den Satz:

„Kein Abschluss ohne Anschluss“, und er wird tatsächlich sehr gut umgesetzt.

Julian Nida-Rümelin: Danach müsste es um die Bildungsgerechtigkeit viel besser bestellt sein. Doch wenn die OECD-Daten stimmen, dann hat die Selektivität in den letzten Jahrzehnten zu- und nicht abgenommen. Man hat da offenbar eine falsche Vorstellung, denn ...

Klaus Zierer: Hier greife ich ein. Meines Erachtens ist es falsch zu denken, über Bildung könne man Bildungsgerechtigkeit erzeugen. Bildung kann nicht der Faktor sein, der zu einer Gerechtigkeit führt, eigentlich ist er ein Faktor, der Ungerechtigkeit manifestiert.

Julian Nida-Rümelin: Gern wird das durcheinandergeworfen, das eine ist die Selektivität nach dem sozioökonomischen Status – wer aus wohlhabenderem Elternhaus stammt, hat mehr Chancen und wird auch in den Bildungssystemen gefördert. Gerade dann, wenn Bildung, wie in vielen Ländern üblich, etwas kostet. Dann wird der Zusammenhang zwischen dem Einkommen der Eltern und dem Bildungserfolg der Kinder enger.

Sie haben aber eben eine ganz andere Form von Selektivität angesprochen, eine, die sehr viel schwieriger zu beheben ist. Diese Form von Selektivität ist nämlich auch so zu interpretieren: Es lohnt sich, außerhalb der Schule in Bildung zu investieren. Bildungsorientierte Eltern kaufen ihren Kindern Bücher, Nachhilfe, alles damit sie ihre Kinder in ihrer Bildung fördern. Sie gehen davon aus, dass diese Investitionen ausreichen, um einen Bildungserfolg zu erzielen. Das muss aber nicht sein. Begabungsforschung ist ein schwieriges Thema. Eines der wiederkehrenden Ideologeme lautet, dass nur die Ausweitung des tertiären Sektors soziale Mobilität ermögliche und dass Deutschland und andere Länder mit niedriger Akademikerquote sich daher zu einer Klassengesellschaft verfestigten, wenn sie keine Bildungsexpansion im Sinne der Ausweitung des tertiären Sektors aufweisen. Interessanterweise zeigen Daten ziemlich eindeutig, dass es so gut wie keinen Zusammenhang zwischen sozialer Mobilität und dem prozentualen Anteil der Akademiker gibt, wäh-

rend es einen erstaunlich engen Zusammenhang zwischen Einkommensverteilung und sozialer Mobilität gibt. Wir können gegenwärtig auch eine Refeudalisierung der Gesellschaft beobachten, vor allem in Ländern der Dritten Welt, in Schwellenländern wie Brasilien oder der Türkei, aber auch in industrialisierten Ländern. Dort ist völlig klar, dass in den Schulen die Kinder aus besseren Familien unter sich sind, da die Einrichtungen entsprechend etwas kosten. Und diese Entwicklung möchte ich nicht für Deutschland. Der Selektion des Geldbeutels kann man entgegenwirken, indem man ein kostenloses Bildungssystem einrichtet. Deswegen plädiere ich für eine verstaatlichte Bildung. Der Staat muss eine Primärverantwortung für die Bildungsangebote haben, womit ich nicht sagen will, dadurch müsse eine Einheitsschule initiiert werden. Das sind zwei Paar Stiefel. Der Staat hat diese Verantwortung, weil er, im günstigsten Fall, gemeinwohlorientiert ist. Wären Schulen wie Unternehmen, orientierten sie sich nicht am Gemeinwohl, sondern am Gewinn.

Die verstaatlichte Bildung ist natürlich ein Ideal, das ist mir schon klar. Dahinter steckt aber die Idee, dass der Staat eine Gesamtverantwortung für Bildung im Humboldt'schen Sinne hat. Die Mittel, die er über Steuern von seinen Bürgern erhebt, werden von ihm bereitgestellt, um dieses kollektive Gut Bildung bereitzustellen und zu fördern. Politiker haben aber keine besondere Kompetenz in Bildungsfragen.

Meines Erachtens ist das eines der Hauptprobleme, die wir in Deutschland haben: Dass diejenigen, die Bildung auch zu ihrem Beruf gemacht haben, also diejenigen, die diese Kompetenz mitbringen, oft nicht in der Bildungspolitik zu finden sind. Dass diejenigen, die sich in der Schulbildung auskennen, diese nicht gestalten dürfen. Im Falle der Hochschulen hatte Wilhelm von Humboldt gefordert, der Fürst sollte bitte schön die Hochschulen finanzieren, sich ansonsten aber raushalten, weil es die Sache der Wissenschaft sei, zu entscheiden, wie diese ausgestaltet sein sollten. Bei den Schulen sagt das niemand, aber genau das wäre ein großer Fortschritt, wenn man den Schulen viel mehr Möglichkeiten bei der Gestaltung der Inhalte

und der Unterrichtsformen überantwortete, als es gegenwärtig der Fall ist. Die Schulbildung wäre dann zwangsläufig individueller.

||| **PROF. DR. DR. H.C. JULIAN NIDA-RÜMELIN**

Staatsminister a.D.,
Leiter des Lehrstuhls für Philosophie
und politische Theorie an der
Ludwig-Maximilians-Universität, München

||| **UNIV.-PROF. DR. PHIL. HABIL. KLAUS ZIERER**

Ordinarius für Schulpädagogik an der
Universität Augsburg

ANMERKUNG

- * Leicht gekürzter Auszug aus dem Buch von Nida-Rümelin, Julian / Zierer, Klaus: Auf dem Weg in eine neue deutsche Bildungskatastrophe. Zwölf unangenehme Wahrheiten, © Verlag Herder GmbH, Freiburg 2015.

PODIUMSDISKUSSION

An der abschließenden Podiumsdiskussion nahmen Vertreter aus Wissenschaft und Wirtschaft teil. Der Fokus des Gesprächs mit dem Moderator, den Podiumsteilnehmern und dem Publikum lag neben zahlreichen Aspekten des Bildungssystems insbesondere auf dem dualen Ausbildungssystem in Deutschland.

Auf dem Podium diskutierten:

Ferdinand Knauß (Moderator), Journalist, u. a. bei der Wirtschaftswoche;

Dr. Volker Born, Zentralverband des Deutschen Handwerks (ZdH), Leiter der Abteilung Berufliche Bildung;

Dr. Britta Matthes, Leiterin der Forschungsgruppe Berufliche Arbeitsmärkte am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB);

Hubert Schöffmann, stv. Bereichsleiter Berufliche Bildung und Bildungspolitischer Sprecher des Bayerischen Industrie- und Handelskammertags (BIHK).

DEFINITION „FACHKRAFT“

Zunächst beschäftigte sich das Podium mit der Frage, was im Kontext der Diskussion „Fachkräftemangel“ eigentlich eine Fachkraft sei. Laut **Britta Matthes** könne zunächst jeder, der ein spezifisches Bildungsprofil und eine bestimmte Qualifikationsausstattung aufweist, als Fachkraft bezeichnet werden. Gleichzeitig existiere die spezifischere Definition, die eine Fachkraft als eine beruflich qualifizierte Person mit dualer Berufsausbildung sieht und sie den Tätigkeiten mit akademischer Ausbildung gegenüberstellt. **Hubert Schöffmann**

betonte mit Hinweis auf die Analyse- und Prognoseinstrumente der IHK, dass zahlreiche berufliche Fachkräfte fehlen würden und 2030 sogar mit 400.000 fehlenden beruflichen Fachkräften allein in Bayern zu rechnen sei. Das Problem sei vor allem die mangelnde Wertschätzung des beruflichen Sektors in der Gesellschaft. Es sei davon ausgegangen worden, dass es immer genug Auszubildende und Ausgebildete geben würde. Aber in ein paar Jahren könnte für manche Unternehmer ein volles Auftragsbuch, aber ein Mangel an Mitarbeitern durchaus Realität sein. Wahrscheinlich werde es regional und branchenabhängig Unterschiede geben, aber im Großen und Ganzen seien alle beruflichen Bereiche betroffen.

Auf die Frage nach der idealen Fachkraft für Handwerksbetriebe, dem Schulabschluss und der Geschicklichkeit antwortete **Volker Born**, dass 2014 nicht ganz 50 % der neuen Auszubildenden im Handwerk einen Hauptschulabschluss gehabt hätten. Etwa 37 % kämen aus Realschulen und knapp 11 % hätten eine Hochschulzugangsberechtigung gehabt. Noch vor fünf Jahren seien 50 bis 55 % aus den Hauptschulen gekommen. Die Handwerksbetriebe müssten verstärkt auch an Gymnasien herantreten und Abiturienten ansprechende Angebote machen. Aufgrund technologischer Entwicklungen steigen die Anforderungen in Handwerksberufen: Ein Heizungsklimamechaniker müsse heute über Energieeffizienz am Bau und gewerkeübergreifende vernetzte Systeme Bescheid wissen und Kenntnisse über Ferndiagnose und Fernsteuerung haben. Dies schlage sich auch in den Ausbildungsberufen nieder. Die besondere Leistungsfähigkeit des beruflichen Systems sei, dass auch Hauptschulabsolventen im Zusammenspiel von Handwerksbetrieb und Berufsschule an diese Qualifikationsniveaus herangeführt werden könnten. Das Handwerk wende sich also an Haupt- und Realschüler, um ihnen über die berufliche Qualifikation am Arbeitsmarkt eine gute Perspektive zu bieten, und an Abiturienten wegen der gestiegenen Anforderungen. Wichtig sei dabei der Hinweis, dass es sich bei der Erstausbildung um den Einstieg in die berufliche Bildung handele. Die Qualifikations- und Karrierewege in der beruflichen Bildung müssten auch an

den Gymnasien vermittelt werden. Außerdem warnte Born vor der Tendenz, Abiturienten und Schulabsolventen mit anderen Abschlüssen gegeneinander auszuspielen. Jeder Absolvent habe eine Chance im Handwerk. Abiturienten hätten unter Umständen die Möglichkeit, die Ausbildungszeit zu verkürzen. Zu nennen sei in diesem Kontext auch eine Koppelung von Erstausbildung und Fortbildungsmöglichkeiten.

WEGE BENACHTEILIGTER JUGENDLICHER IN DIE BERUFLICHE BILDUNG

Matthes betonte, dass es nicht die einzige Strategie gegen den Fachkräftemangel sein könnte, Abiturienten für eine Ausbildung zu gewinnen. Da es insgesamt weniger Jugendliche gebe, sei es wichtig, auch die Jugendlichen im Blick zu behalten, die bisher nicht mit einer Ausbildungsstelle versorgt werden konnten. Sie stellte die Frage an die anderen Podiumsteilnehmer, wie diese Jugendlichen, die sonst dem beruflichen System verloren gingen, „eingefangen“ werden könnten.

Schöffmann stellte fest, dass die Jugendlichen, die keinen Ausbildungsplatz erhielten, noch nicht fit für eine Ausbildung wären. Handwerk und Industrie böten in dieser Hinsicht eine ganze Reihe von Möglichkeiten, von der Teilqualifikation über Teilzeitausbildung und Einstiegsqualifikationen bis zu niederschweligen Zugangsmöglichkeiten zur beruflichen Bildung. Das berufliche System sei in dieser Hinsicht sehr durchlässig. Dabei sprach Schöffmann die bildungspolitische Fehlsteuerung an: Die Balance zwischen dem erforderlichen Anteil beruflich Gebildeter und akademisch Qualifizierter sei zugunsten der Akademiker verlorengegangen, nicht zuletzt auf Betreiben der OECD, die immer auf eine hohe Abiturienten- und Akademikerquote gedrungen habe. Dies sei allerdings, so Schöffmann, kein Garant für einen guten Wirtschaftsstandort. Der große Vorteil der beruflichen Bildung sei eben auch, dass nicht nur gefragt werde, welche Qualifikation ein Bewerber habe, sondern welcher Weg ihm zu einer Qualifikation geöffnet werden könne. Der Anteil derer, die

keinen Ausbildungsplatz erhalten und in einer zwischenzeitlichen Qualifikation hätten untergebracht werden müssen, sei in den letzten Jahren gesunken. Das liege auch am inzwischen spürbaren Mangel an Auszubildenden. Dennoch: Die Wertigkeit des dualen Systems dürfe nicht herabgesetzt werden. In den vergangenen Jahren habe man sich zu sehr darauf konzentriert (und sei auch von der Politik dazu gedrängt worden), dass die berufliche Bildung alle versorgen müsse, dass allen eine Lösung angeboten werden müsse. Dem muss Inhalt geboten werden.

AUFWERTUNG DER BERUFLICHEN BILDUNG

Auf die Frage des Moderators, wie man das Sinken der Attraktivität der beruflichen Bildung aufhalten oder umkehren könne, erläuterte **Matthes**, dass sie sich im Bereich der Forschung vor allem bemühe, wieder die Berufsforschung in Deutschland zu etablieren. Berufliche Bildung sei für Arbeitsmarktforscher in den letzten Jahren kaum existent gewesen. Mit der Gründung der Forschungsgruppe berufliche Arbeitsmärkte vor etwa drei Jahren versuche sie, die besondere Bedeutung der Berufe für Deutschland in die gesellschaftliche Debatte einzubringen und mit statistischen Zahlen zu belegen. Einer der Wege sei, eine neue Klassifikation der Berufe zu entwickeln. Außerdem trage die Verbreitung der Erkenntnisse über die Online-Medien dazu bei, breitgestreut über die beruflichen Möglichkeiten und Entwicklungsmöglichkeiten innerhalb der einzelnen Berufe aufzuklären. Sie verwies dabei auf das Angebot Berufenet.de oder den Berufsentwicklungsnavigator der Bundesagentur für Arbeit. So könnten einzelne Personen herausfinden, in welche Richtung sie sich weiterentwickeln können. Im Prinzip gehe es darum, Informationsmöglichkeiten auf der einen und Forschungsintensität auf der anderen Seite zu fördern, damit das Thema gesellschaftlich wieder an Relevanz gewinne. Die Entwicklung der Industrie 4.0 sei eine Chance, die Besonderheiten des deutschen Systems stark zu machen. Dabei dürfe man sich nicht von Studien, die auf amerikanischen Arbeitsmarktbedingungen basierten, beeinflussen lassen. Es funktio-

niere nicht, die Schlüsse aus diesen Studien auf Deutschland anwenden zu wollen. Im Kontext von Industrie 4.0 müssten spezifisch auf Deutschland bezogene Daten aus dem Berufenet.de in die wissenschaftlichen Untersuchungen einfließen, um zu sehen, wie die Entwicklung einzelne Berufe beeinflusse und welche Risiken und Chancen es in dieser Entwicklung gebe.

Schöffmann ergänzte Matthes Aussagen um ein konkretes Beispiel: Für 2016 sei eine Imagekampagne für die berufliche Bildung in Bayern geplant, eine Kooperation des Wirtschaftsministeriums gemeinsam mit den bayerischen Handwerkskammern und allen bayerischen Industrie- und Handelskammern. Zur Stärkung der beruflichen Bildung sollten nicht unerhebliche Finanzmittel über einen Zeitraum von drei Jahren eingesetzt werden. Hierbei sollen auch die Eltern in den Fokus genommen werden. Neben allen multimedialen Informationsquellen seien die eigenen Eltern nach wie vor ein entscheidender Einfluss für die Jugendlichen bei der Berufs- und Bildungswahl. Die Kampagne sei erst für Bayern geplant, werde dann aber hoffentlich auch bundesweit ausgedehnt.

LEHRERMANGEL AN DEN BERUFSSCHULEN

Anschließend beschäftigte sich das Podium mit dem Problem des Lehrermangels, vor allem in bestimmten Fächern an den Berufsschulen. An manchen Universitäten werden bestimmte Studiengänge zur Ausbildung von Berufsschullehrern gar nicht mehr angeboten. Dazu nahm **Born** Stellung: Er begrüßte zunächst, dass der Berufsforschung z. B. durch das IAB wieder mehr Bedeutung zukomme. Problematisch sei, dass in vielen Bundesländern die Fachdidaktiklehrstühle reduziert würden. Und im wirtschaftswissenschaftlichen Bereich sei besonders zu beobachten, dass aus einem Lehrstuhl Fachdidaktik im Bereich Wirtschaft oder mit kaufmännischem Schwerpunkt oft ein Lehrstuhl für BWL oder VWL entstehe. Im Handwerksbereich beobachte man natürlich besonders kritisch, dass im gewerblich-technischen Bereich zum einen nicht mehr die notwendige Zahl von Berufsschullehrern ausgebildet werde, zum anderen

auch keine Wissenschaft stattfinde. Häufig würden auch Aussagen zur beruflichen Bildung auf der Grundlage von Zahlen aus den USA getroffen, oder es würden unhaltbare Vergleiche gezogen zwischen der beruflichen Bildung und der amerikanischen Qualifizierung. Allein dass diese Systeme miteinander gleichgesetzt werden, zeige, dass die Bildungsökonominnen nicht wüssten, wovon sie sprächen: Bachelor und Master müssten stattdessen mit Techniker und Meister verglichen werden. Häufig seien bildungsökonomische Lehrstühle nicht mit Leuten besetzt, die eine qualifizierte Aussage zum beruflichen System in Deutschland machen könnten. Dies bereite dem ZdH Sorge. Dadurch bestünde die Gefahr, dass die Aussagen zur beruflichen Bildung von domänefremden Wissenschaftlern dominiert würden.

NACHFRAGE NACH AKADEMISCHER QUALIFIKATION IN DER WIRTSCHAFT

Anschließend diskutierte das Podium darüber, ob die Nachfrage nach akademischer Qualifikation in der Wirtschaft steigen würde. **Schöffmann** hielt fest, dass sie nicht so deutlich steigen werde wie die Nachfrage nach beruflich Qualifizierten. Zwar würde es bei bestimmten Studiengängen, je nach Wirtschaftsentwicklung, eine Nachfrage an der Spitze geben, aber das würde sich nicht so dramatisch erhöhen wie die Nachfrage nach beruflich Qualifizierten. Der Moderator fragte nach, wie denn die Auswirkungen des Abschlusses auf die Gefahr der Arbeitslosigkeit einzuschätzen seien: Liege die niedrigere Arbeitslosigkeit von Akademikern auch daran, dass die Arbeitgeber, wenn sie die Wahl zwischen einem beruflich Qualifizierten und einem Master von „Wasauchimmer“ hätten, sich für den Akademiker entscheiden würden? Gebe es da eine Gegenbewegung? Er denke an Führungspositionen z. B. im kaufmännischen Bereich, die früher über eine entsprechende Aus- und Weiterbildung erreichbar gewesen seien. Inzwischen bräuchte man einen Master of Business Administration.

Born verwahrte sich gegen die Annahme, dass Arbeitgeber nicht wüssten, welche Qualifikation sie bräuchten und sich nur am akade-

mischen Abschluss orientierten. Je nach Arbeitsplatz und je nachdem, ob es sich um einen kleinen Handwerksbetrieb oder einen großen Industriebetrieb handle, wüsste ein Arbeitgeber sehr genau, welche Qualifikationen bei seinen Angestellten benötigt werden. Die Zahlen einer Umfrage bezüglich der Qualifikationen im Jahre 2030 zeigten deutlich, dass schätzungsweise 51 % beruflich Qualifizierte oder durch eine Berufsfachschule Qualifizierte benötigt werden. Es werde im Idealfall sehr zielorientiert und sehr qualifikationsorientiert eingestellt, und es sei ein Trugschluss zu meinen, eine akademische Qualifizierung verhindere Arbeitslosigkeit generell. Zwar sei sie im akademischen Bereich prognostizierbar geringer, aber wenn man die aktuellen Zahlen des IAB betrachtet, so sei im Jahr 2015 zum allerersten Mal eine niedrigere Arbeitslosenquote beim Meister und Techniker zu verzeichnen als beim Universitätsabsolventen.

Matthes bedauerte, dass man versuche, die beiden unterschiedlichen Systeme immer wieder gegeneinander auszuspielen. Einerseits würden die Anforderungen in den beruflichen Ausbildungen steigen, andererseits würden aber keine Akademiker auf bestimmten Positionen gebraucht. Dies sei aber genau der Widerspruch, mit dem das Bildungssystem zurechtkommen müsse: Man bräuchte Fachkräfte mit weiteren wissensbasierten Kompetenzen. Darüber sei man sich noch einig. Die Frage sei nur, wie man dahin komme und was als Arbeitgeber dafür investiert werden müsse. Die ganze Datenlage spreche im Moment nicht dafür, dass der Bachelor auf dem Arbeitsmarkt nicht unterkommen könnte: Und sie würden immer noch im Durchschnitt mehr als ein Facharbeiter verdienen. Also insofern bestünde damit nach wie vor der Anreiz zu studieren. Wenn Eltern rational darüber nachdenken, was sie für ihr Kind wollten, stünden auch solche Überlegungen immer im Vordergrund. Und dann möchten sie das Höchstmögliche erreichen. Und prinzipiell müsse man sich mit dem Gedanken auseinandersetzen, dass der Bachelor bei Akzeptanz auf dem Arbeitsmarkt nach und nach in bestimmten Gebieten den Facharbeiter verdrängen könnte.

Born bezog sich bei der Beantwortung der Frage, ob Akademiker mit ihrer Arbeit zufrieden seien, auf Zahlen des IAB, die belegen, dass die Lebensarbeitseinkommen von Fachhochschulabsolventen und von Meistern und Technikern sehr nah beieinander liegen. Sicher gebe es das Beispiel der Friseurin, die mit Schnellhaarschnitten für 10 Euro nur ein niedriges Verdienst realisiere, aber es gebe auch im Handwerksbetrieb oder in der Industrie durch berufliche Qualifikation die Einkommen, die durchaus mit Akademikergehältern vergleichbar seien. Es gehe auch nicht darum, den einen Bildungsbereich gegen den anderen auszuspielen. Es sei nur sehr schwierig, über die beruflichen Bildungswege Jugendliche zu gewinnen, damit sie in die Betriebe einstiegen. Gleichzeitig wolle die Wirtschaft eine sehr zielgenaue Bildung, ob das nun im allgemeinbildenden Bereich oder in der Ausbildung sei. Und bei dieser zielgenauen Qualifizierung habe es in den letzten 20 bis 30 Jahren Probleme gegeben.

INTEGRATION VON STUDIENABBRECHERN IN DAS ARBEITSLEBEN

Im Folgenden sprach das Podium über Studienabbrecher, die mit speziellen Programmen der Bundesregierung aufgefangen werden, um ihnen den Einstieg in nicht-akademische Berufe zu erleichtern. **Born** konstatierte, dass man mit diesen Programmen auf keinen Fall das quantitative Problem der fehlenden Auszubildenden und des Fachkräftemangels lösen könne. In diesem Bereich seien zwei Punkte wichtig: Über berufliche Qualifizierung und die entsprechenden Angebote der Kammern sei es möglich, die Erstausbildung mit z. B. einer Meisterqualifikation zu koppeln und diese beiden Bildungsangebote Studienaussteigern anzubieten. Dies sei vor allem unter dem Aspekt des sich entwickelnden Nachfolgeproblems im Handwerk zu sehen. Zweitens sei es wichtig, dass zusammen mit Universitäten Informations- und Beratungsstrukturen aufgebaut werden, um Studierende frühzeitig aufzufangen, indem man ihnen z. B. zeige, welche Koppelungsmöglichkeiten es zwischen beiden Bildungsbereichen mittlerweile schon gebe. Im Idealfall würden in solchen

Beratungsstrukturen ein Kammermitarbeiter und ein Studienberater auf der Fläche der Hochschule gemeinsam Beratungsangebote durchführen.

Auf die Nachfrage, wie es mit solchen kombinierten, sich ergänzenden Beratungsangeboten bereits an den Schulen aussehe, wies Born auf die Allianz für Aus- und Weiterbildung, die zwischen Bundesregierung und Vertretern der Wirtschaft, der Gewerkschaften, der Bundesagentur für Arbeit und der Länder geschlossen wurde. In deren Informationsmaterial seien die einzelnen regionalen Informationsangebote und Kooperationen ersichtlich.

Schöffmann ergänzte, dass es auch nach seiner Sicht nicht darum gehen könne, berufliche gegen akademische Bildung gegeneinander auszuspielen. Tatsache sei aber, dass die Bildungsoption berufliche Bildung an Gymnasien noch unterrepräsentiert sei. Die berufliche Bildung solle aber eine Gleichwertigkeit bei der Berufsinformation erhalten, auch an den Gymnasien. Dazu brauche es eine vernünftige Informationsbasis für Eltern und Schüler. Im Moment läge die Betonung nur auf dem Studium als Weg nach dem Abitur. Er fände es interessant, dass jetzt über Programme für Studienabbrecher diskutiert werde. Die Industrie- und Handelskammern hätten schon vor Jahren davor gewarnt, dass die starke Steigerung der Studierendquote eine bildungspolitische Fehlsteuerung sei. Wichtig sei die Betonung der Gleichwertigkeit beider Bildungsoptionen.

WERTSCHÄTZUNG DER BERUFLICHEN BILDUNG

Anschließend eröffnete der Moderator die Diskussion für das Plenum. Zunächst erhielt **Dr. Winfried Holzapfel** vom Mitveranstalter der Tagung, dem Bund Freiheit der Wissenschaft, das Wort: Die Tagung habe, so Holzapfel, gezeigt, dass man sich in einem schwierigen Feld bewege, denn einerseits handle es sich um eine freie Gesellschaft. Steuerung könne somit nur über das Angebot funktionieren. Andererseits gebe es diese problematischen Prognosen des Fachkräftemangels, und es sei noch unklar, wie sich das unter dem Zeichen der demografischen Entwicklung weiter fortsetze. Außer-

dem stehen weitere drängende Probleme im Bildungssystem an wie z. B. die Inklusion und die Integration der Jugendlichen aus Flüchtlingsfamilien. An den Hochschulen würden sehr viele Mittel dafür aufgewendet, den Studierenden Orientierung zu bieten und zum Studieren zu motivieren. Damit werde jedenfalls das System überfordert. Holzapfel befürwortet ein differenziertes Bildungssystem, das auf Leistung setze und in dem man sich selbst als Auszubildender bzw. auch die Eltern ihre Kinder und deren Leistungsfähigkeit besser einschätzen könnten. Somit fände eine ehrliche Bewertung statt. Bereits in der Mittelstufe müsste eine Beratung dahingehend einsetzen, was den Jugendlichen in ihrer künftigen Entwicklung helfen würde. Dazu gehöre aber auch, dass es wieder einen grundsätzlichen Respekt in der Gesellschaft vor jedem Menschen und vor jeder Leistung und jedem Beruf gebe. Holzapfel fordert in dieser Hinsicht einen Mentalitätswechsel.

Matthes erinnerte daran, dass der Berufsunterricht, den sie selbst in der DDR ab der 7. Klasse erlebt hatte, eher kritisch zu sehen sei. Wenn in der Mittelstufe die Eignungen und Leistungsfähigkeit der Kinder festgestellt werden sollten, dann dürfe man allerdings nicht schon in der 4. Klasse trennen. Sie halte es für wichtig, dass in der Schule auch die Angebote gemacht werden, die die Kinder für ihr späteres berufliches Leben bräuchten: Sie führte das Beispiel ihrer 16-jährigen Tochter an, die sich sehr für Computer interessiere, aber leider an ihrem Gymnasium aufgrund fehlender Lehrkräfte keinen Informatikunterricht besuchen könne. Bei der Diskussion um die Förderung der Berufe gehe es auch darum, dass die Jugendlichen Gelegenheit erhalten müssten, sich auszuprobieren und ihre Fähigkeiten auszuloten.

PROBLEM DES LEHRKRÄFTENACHWUCHSES

Vom DL-Verband BLBS meldete sich **Stefan Nowatschin** zum Thema Lehrkräftenachwuchs zu Wort, Schulleiter der Berufsbildenden Schulen in Uelzen. Als Schulleiter im beruflichen Sektor suche er händierend nach Lehrkräften. Eine Erklärung hierfür sieht er

auch in seiner eigenen Biografie: Er habe zunächst als Diplomfarbdesigner mit Diplom einer Fachhochschule in der Leitung eines Malerbetriebs gearbeitet. Berufsbegleitend habe er die Zugangsberechtigung zu einem Lehramtsstudium an einer Universität erworben und auf Lehramt studiert. Dies sei ein gewaltiger finanzieller Einschnitt für ihn gewesen, ebenso im Anschluss daran die zwei Jahre Referendariat mit damals nur rund 1.600 DM. Dazu sei ein hoher Grad an Idealismus notwendig gewesen, zumal er schon vorher gut verdient hatte. Der Lehrkräftemangel im beruflichen Bereich habe also zu einem mit dem langen Ausbildungsweg und den finanziellen Rahmenbedingungen zu tun. Sein Bruder sei ein Jahr auf der Meisterschule gewesen, leite einen Betrieb mit 50 Mitarbeitern, er als Schulleiter habe zehn Jahre studiert und leite einen Schulbetrieb mit 140 Mitarbeitern – und sein Bruder verdiene das Doppelte. So gesehen sei die Akademikerlaufbahn gar nicht so attraktiv. Das Handwerk würde sich, was Karriere- und Verdienstchancen angehe, auch manchmal schlecht verkaufen. So ein 50-Mann-Betrieb biete auch zahlreiche interne Weiterbildungs- und Karrierechancen und diverse Anschlussmöglichkeiten: Vorarbeiterstatus, Meisterfinanzierung durch den Betrieb, soziale Sicherheiten, Kredite durch das Unternehmen. Mit solchen Faktoren könne ein Unternehmen auch seine Mitarbeiter an sich binden. Dies werde viel zu wenig kommuniziert. Auf der europäischen Ebene sei er bei der Bildungskonferenz für Ausbildung in Riga dabei gewesen. Seiner Meinung nach müsse aber die Allianz für Ausbildung vor allem vor Ort stattfinden, und zwar zwischen den dualen Partnern und den berufsbildenden Schulen.

DPhV-Vorstandsmitglied **Rainer Starke** sprach über das Gymnasium, das er bis zu seiner Pensionierung geleitet hatte. Von der Größe der Schule her – 1.400 Schülerinnen und Schüler – seien zahlreiche Differenzierungsmöglichkeiten gegeben, z. B. eben Informatik in der Oberstufe. Tatsächlich sei das allerdings aufgrund eines Mangels an Informatiklehrkräften nicht möglich, da das Fach nicht gesichert für einen bestimmten Zeitraum angeboten werden könne. Die demo-

grafische Entwicklung und die Entwicklung der Schullandschaft in Konkurrenz mit anderen Schulformen stehen den Differenzierungsmöglichkeiten im Wege. Bei den Informatiklehrern komme dazu, dass sie häufig auch Mathematik und Physik unterrichten würden und dann meistens für den Unterricht in diesen Fächern, in denen auch ein Lehrermangel bestehe, gebraucht würden.

DUALES STUDIUM ZUR NACHWUCHSSICHERUNG

Im Anschluss wurde die Rolle des dualen Studiums angesprochen. **Schöffmann** erklärte, diese Form der Ausbildung, nämlich die Kombination von beruflicher Ausbildung und Studium, habe sich bereits etabliert. In Bayern gebe es eigentlich fast flächendeckend Kooperationsvereinbarungen mit den Hochschulen. Es gebe Ansprechpartner für die Unternehmen, damit die Hemmschwelle für die mittelständischen Unternehmen kleiner wird, solche Angebote zu unterbreiten. Er halte es für ein attraktives Modell der beruflichen Bildung, für einen wichtigen Baustein in der Bildungslandschaft. Allerdings solle die berufliche Bildung nicht nur als Vehikel zum Studium dienen. Letztendlich könne es nicht darum gehen, die berufliche Bildung so umzugestalten, dass sie zum Schluss wie ein Studium sei.

Born wies darauf hin, dass die Vielfalt und vor allem die Flexibilität heute ein entscheidendes Kriterium für die Jugendlichen und ihre Eltern seien: Sie möchten vermeiden, dass sie mit ihrer Entscheidung in fünf oder zehn Jahren eingeschränkt wären. Formell könne seines Wissens der Bachelor-Abschluss auch an einer Berufsakademie qualifizierend dafür sein, sich sogar an einer Universität für ein Masterstudium zu bewerben. Allein, dass diese Möglichkeit bestehe, könne für die Entscheidung attraktiv sein.

EINFLUSS DER ELTERN BEI DER BERUFSWAHL DER JUGENDLICHEN

Der Moderator erwähnte den großen Einfluss der Eltern bei der Berufswahl und fragte, ob im Sinne der im Buch von Josef Kraus beschriebenen Helikoptereltern dieses Phänomen auch im beruflichen Bereich zu spüren sei, ob der Elternwille manchmal dominanter sei als der der Jugendlichen selbst?

Schöffmann bemerkte hierzu, dass dies in Bayern seiner Meinung nach schon in der Grundschule beginne, wo es für Eltern im Gespräch mit anderen Eltern eine Katastrophe sein könnte, zuzugeben, dass das Kind nicht den notwendigen Notendurchschnitt für das Gymnasium erreicht hätte. Dieser Vergleich und der Wunsch nach dem höchstmöglichen Bildungsabschluss ziehe sich natürlich weiter, deshalb würden die Vertreter der beruflichen Bildung ja verstärkt die Eltern in den Fokus nehmen, um ihnen zu zeigen, was für Möglichkeiten und Chancen es auf beiden Seiten gibt.

Born ergänzte, dass nicht nur Eltern und Schüler, sondern auch die Lehrkräfte sehr wichtig seien, um die Vielfalt der Berufe zu vermitteln. Ein einmaliger Besuch eines Berufsberaters könne das nicht ausgleichen. Die Kammern würden jedenfalls immer mehr dazu übergehen, auch die Eltern zu Berufsinformationsveranstaltungen einzuladen.

Matthes meldete Zweifel an, ob die Generation Y (also die Jahrgänge der ca. von 1980-1999 Geborenen) tatsächlich so abhängig von der Meinung der Eltern sei. Sie meine vielmehr, dass diese zwar die Eltern als sicheren Hafen ansehe, aber ihre eigene Entscheidungen sehr wohl selbst treffen könnte. Sie sei sich daher nicht sicher, ob dieser Fokus auf die Eltern wirklich zu Ergebnissen führe.

Schöffmann antwortete, dass man in den vergangenen Jahren die Schüler aller Altersstufen intensiv informiert habe. Nun müsse man eben schauen, ob die Information der Eltern nicht auch etwas zur Entwicklung einer gesellschaftlichen Gleichstellung der beruflichen Bildung beitragen könne. Auch in der Generation Y sei das, was Eltern und andere ältere Verwandte sagten, durchaus meinungsbildend.

ÜBERGANG VON DER ALLGEMEINBILDENDEN ZUR BERUFSSCHULISCHEN BILDUNG

Des Weiteren wurde aus dem Plenum eine Praxis aus dem Bereich des Übergangs von allgemeinbildender zu berufsschulischer Bildung in Nordrhein-Westfalen zur Sprache gebracht: Dort sei bereits ein System im Aufbau für Berufsorientierung und Studium nach dem Prinzip, „kein Abschluss ohne Anschluss“. Am Ende der neunten Jahrgangsstufe gebe es Anschlussvereinbarungen der Schülerinnen und Schüler mit ihren Lehrkräften, in denen sie ihren Berufswunsch formulieren. Dann müsse in der Folge auf Grundlage der Vereinbarung überprüft werden, welche Optionen es gebe, inwieweit gegebenenfalls die Agentur für Arbeit mit anderen Institutionen wie den Kammern zusammenwirken könne oder ob es Alternativausbildungsgänge gebe. Wichtig sei das Zusammenwirken, denn eine Lehrkraft in der allgemeinbildenden Schule, die Abitur, Studium und Referendariat habe, könne ja gar nicht genau über Anforderungsbereiche für bestimmte Ausbildungsberufe Bescheid wissen. Dazu bedürfe es der Expertise von anderen, um den Entscheidungsprozess der Schülerinnen und Schüler zu unterstützen. An dieser Stelle müsse der Beratungsprozess optimiert und auch als gesamtgesellschaftliche Aufgabe gesehen werden.

WAHRNEHMUNG DER BERUFE IM ÖFFENTLICHEN RAUM UND IN DEN MEDIEN

Rainer Dollase, Professor für Psychologie an der Universität Bielefeld, sprach noch die Wahrnehmung der Berufe im öffentlichen Raum sowie in den Medien an: Sowohl in Fernsehfilmen als auch häufig in Romanen seien die Protagonisten fast immer Akademiker, sehr selten gehe es dabei um Berufstätige und ihre Haushalte. Die Frage sei, ob die Öffentlich-Rechtlichen sich ihrer Verantwortung bewusst seien, auch in dieser beruflichen Hinsicht ein ausgewogenes Bild der Gesellschaft zu zeigen. Der Moderator merkte dazu an, dass es sich ja bei Journalisten und wahrscheinlich bei einer Vielzahl der Medienschaffenden und Romanautoren um Akademiker, meistens

um Geisteswissenschaftler handele, die natürlich in ihren Beschreibungen auf das zurückgreifen, was sie selbst aus eigener Erfahrung kennen. Es stelle sich die Frage, wie sich da eine Gegenbewegung schaffen ließe.

Der Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, **Josef Kraus**, griff noch einmal auf seine Aussagen zu Beginn der Tagung zurück, wonach in weiten Teilen der Bildungspolitik und der Bildungswissenschaftler eine Politik und eine Pädagogik der Egalisierung, des Machbarkeitswahns sowie der Erleichterungspädagogik vertreten werde. Nach Allensbach-Umfragen seien 80 % der Journalisten eher rot-grün in ihrer politischen Einstellung und somit auch in dem, was ihre Haltung zur Bildungspolitik betreffe. Und diese griffen dann eben hauptsächlich auf die Vertreter der Erleichterungs- und Egalitätspädagogik in ihren Aussagen und Berichten zurück. Es gebe eben immer weniger Journalisten, die umfassend über das hochdifferenzierte Bildungswesen informiert wären. So komme in der Öffentlichkeit eine völlige Informationsschieflage zustande. Die Politik hechle dann der Mehrheitsmeinung hinterher und drehe an der Quotenschraube statt an der Qualitätsschraube, weil das innerhalb einer Legislaturperiode besser dargestellt werden könne. Kraus habe zuerst als Schulpsychologe und dann als Schulleiter eines Gymnasiums jahrzehntelange Erfahrung mit Informationsveranstaltungen am Ende der Grundschule. Er habe nie verstanden, warum dort über Gymnasium, Realschule und Mittelschule informiert werde, aber den Eltern der 10-Jährigen nie Vertreter der beruflichen Schulen und der Kammern vorgestellt werden würden. Wenn man die Leiter der Grundschulen oder das Ministerium angesprochen hätte, habe es immer nur geheißen, das sei nicht vorgesehen. An diesem Zeitpunkt der Schulwahl der weiterführenden Schule könnte man also auch ansetzen. Die Frage richte sich da natürlich auch an die Kollegen aus den berufsbildenden Lehrämtern, ob sie es leisten wollten und könnten, solche Informationsveranstaltungen mitzugestalten.

Schöffmann berichtete von entsprechenden Erfahrungen auf Informationsveranstaltungen. Dort herrsche bei den Informationsstän-

den der Gymnasien weitaus mehr Andrang als bei den IHKs, den Handwerkskammern und Berufsschulen. Die Schüler und Eltern, die sich dort informieren, wüssten bereits, dass es mit dem Notendurchschnitt für das Gymnasium knapp werden dürfte. Es sei eben ein gesamtgesellschaftliches Problem, dass sich das Studium als bestmöglicher Weg so in den Köpfen eingebrannt habe. Es wird sehr schwierig, dies zu ändern. IHKs und Kammern seien jedenfalls zu dieser Anstrengung bereit. Wenn man sich dann als IHK bei der Aktion „Haus der kleinen Forscher“ engagiere, dann kämen manchmal negative Reaktionen dahingehend, ob denn die Wirtschaft jetzt ihre Fachkräfte schon in der Kita rekrutieren wolle, obwohl es bei diesem Projekt ja wirklich erst einmal nur um die Leidenschaft für naturwissenschaftliche Phänomene und Mathematik ginge.

Jürgen Böhm, Bundesvorsitzender des Verbands der Realschullehrer, fragte, warum sich die IHKs, die Handwerkskammern und die Unternehmerverbände nicht schon in den letzten Jahrzehnten stärker zu Wort gemeldet und die Auswüchse der Bildungspolitik im Bereich der Strukturveränderungen bekämpft hätten. Er hoffe, dass die Verbände aus dem Wirtschaftsbereich sich in den nächsten Jahren klarer positionieren und mehr Unterstützung anbieten würden. In der Vergangenheit hätte man beispielsweise in Schleswig-Holstein erlebt, dass nach der Abschaffung der Schulform Realschule die Unternehmen gejamert hätten, wo denn die erfolgreichen Realschüler für die mittlere duale Ausbildung seien. Er erwarte für die nächsten Jahre eine ganz klare Aussage von Wirtschaftsverbänden und Organisationen. Ansonsten würden weiterhin dieselben Fehler in der Schulstruktur gemacht werden. In Bayern gebe es glücklicherweise eine gewisse Strukturbeharrlichkeit und Kraft gegen diese Entwicklung, aber insgesamt müsse man bei einer Weiterentwicklung in diese Richtung um die Qualität der Bildung fürchten.

Ergänzend meldete sich **Grete Rhenius**, Vorsitzende des Landesverbands IVL Schleswig-Holstein des Verbands der Realschullehrer, zu Wort und bestätigte Jürgen Böhms Aussage: Es habe vor der Ein-

führung der Gemeinschaftsschule und der Zerschlagung der Schulstruktur in Schleswig-Holstein zahlreiche Podiumsdiskussionen gegeben. Dabei habe sie immer die IHKs und die Handwerkskammern auf die Gefahren dieser Entwicklung hingewiesen und um Unterstützung für das angestrebte Volksbegehren zum Erhalt der Realschule gebeten. Sie wolle die Wirtschaft aufrufen, sich hier deutlich zu positionieren und endlich auch pressewirksam gegen diesen Mainstream vorzugehen.

Born erwiderte, dass sich jedes Jahr zum Bericht der OECD im September die Präsidenten des DIHK und des ZdH an die Bundesregierung, insbesondere die Kanzlerin und die Bundesbildungsministerin, mit den gleichen Aussagen wenden. Mittlerweile habe man es immerhin so weit gebracht, dass die OECD sich im letzten Jahr die berufliche Weiterbildung in Deutschland angeschaut und dazu einige Aussagen erstmalig relativiert habe. Das werde aber nicht davor schützen, dass wieder die Forderung an Deutschland ergehen werde, die Studierendenquoten zu erhöhen. Die Wirtschaft positioniere sich durchaus und setze sich für das differenzierte Schulsystem ein. Schaut man sich die Hintergründe auf der politischen Ebene genauer an, dann liegt das Problem darin begründet, dass die Schulpolitik Landesangelegenheit ist und der Bund keinen Einfluss darauf hat. Auch der Koalitionsvertrag auf Bundesebene sei in Bezug auf die berufliche Bildung maßgeblich von den Ländervertretern mitgeschrieben worden.

In seinem Schlusswort kam der Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, Josef Kraus, kurz auf die inhaltliche Vielfalt der Tagung zu sprechen und wies darauf hin, dass zahlreiche interessante Aspekte des Feldes zwischen beruflicher Bildung und Studium angesprochen und durch die unterschiedlichen Hintergründe der Teilnehmer auf neue Art beleuchtet worden seien. Vor allem habe die Veranstaltung auch dazu beigetragen, der beruflichen Bildung wieder eine gleichwertige Aufmerksamkeit zuteil werden zu lassen wie der akademischen Bildung.

Verantwortlich

Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser

Leiter der Akademie für Politik und Zeitgeschehen, Hanns-Seidel-Stiftung, München;
er lehrt Internationale Politik an der Universität Regensburg.

Herausgeber

Paula Bodensteiner

Referentin für Bildung und Erziehung, Akademie für Politik und Zeitgeschehen,
Hanns-Seidel-Stiftung

Josef Kraus

Präsident des Deutschen Lehrerverbandes, Vilsbiburg

